Reichs-Elternwarte

Die Brücke zwischen Schule und Elternhaus

Herausgeber: Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

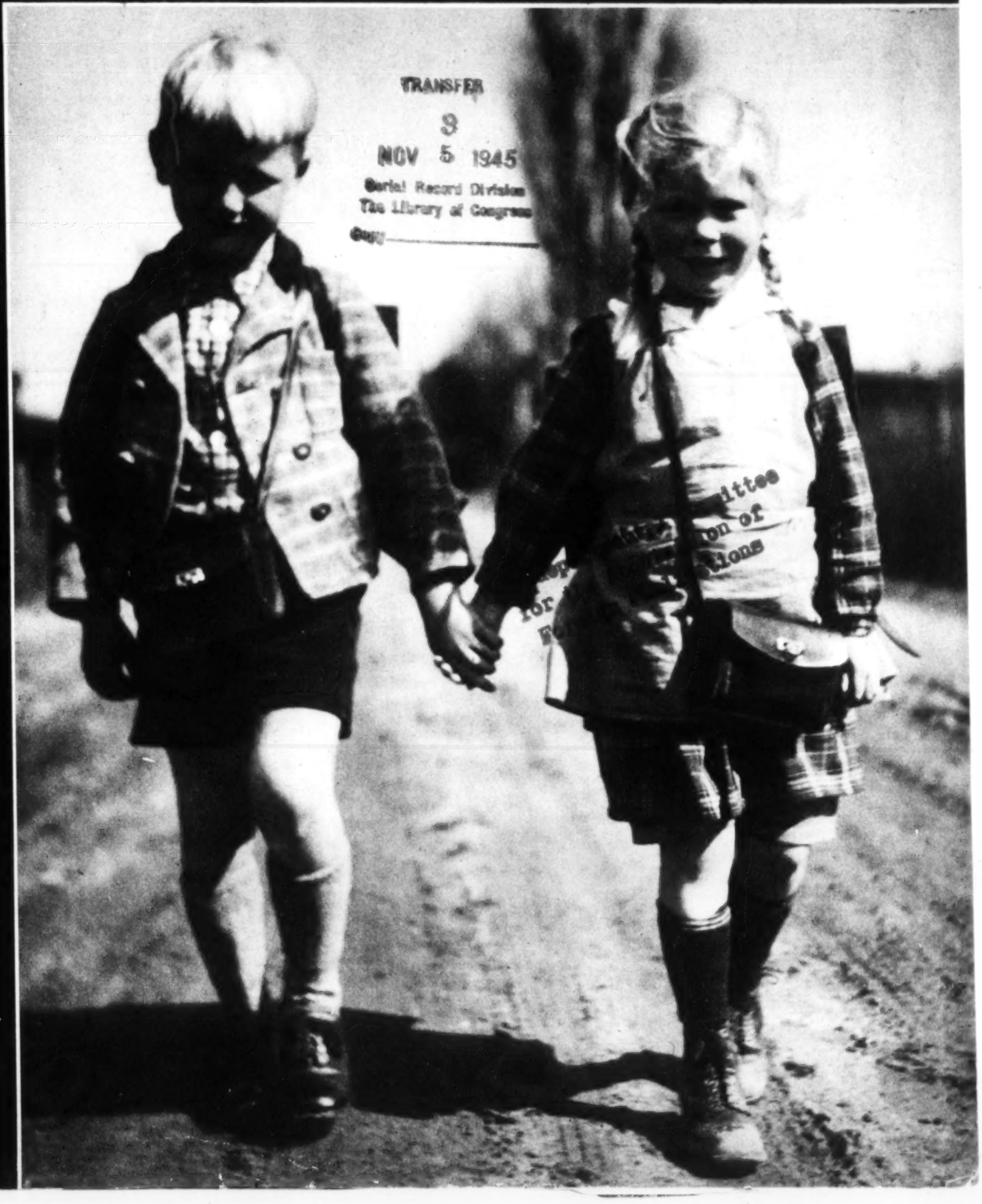
Heft 14 1941

Erscheint monatlich

★

Postort Berlin

Heftpreis 25 Rpfg.



TRANSFER
3
NOV 5 1945
Serial Record Division
The Library of Congress
Copy

Auf dem Schulweg

Aufnahme: Schrammen-Schröder

Bei Feldpostsendungen beachten!

Schreibe die Anschrift deutlich und richtig. — Jede Feldpostsendung muß die Aufschrift „Feldpost" tragen! Jede Waffenbezeichnung wie Jäger, Kanonier usw. ist unzulässig. Dafür setze „Soldat". Dienstgradbezeichnungen wie Gefreiter, Feldwebel usw. sind zugelassen. — Die Feldpostnummer setze an Stelle des Bestimmungsortes, der niemals daneben angegeben werden darf.

Ist ein Luftgaupostamt anzugeben, setze es unter die Feldpostnummer. Vergleiche stets die letzte Nachricht aus dem Felde. Nur mit der richtigen Feldpostnummer erreicht dein Brief den Empfänger! — Hat der Empfänger keine Feldpostnummer, so setze dafür Einheit und mitgeteilten Bestimmungsort.

Wiederhole die Anschrift im Innern der Feldpostsendung, vor allem in Päckchen.

Vergiß nicht, auf jeder Feldpostsendung den Absender, auch im Innern, genau anzugeben.

Feldpostpäckchen müssen dauerhaft verpackt sein, wenn sie den Empfänger unbeschädigt erreichen sollen. Bezeichne leere Feldpostkartons als „Leergut"!

Schicke nicht verderbliche Lebens- und Genußmittel oder leicht entzündliche Gegenstände, wie Streichhölzer, gefüllte Benzinfeuerzeuge, mit der Feldpost. Der deutsche Soldat ist gut versorgt.

Schicke keine unnützen Sachen ins Feld! — Jedes unnütze Päckchen belastet Post, Bahn und Empfänger.

Schreibe auf jedes Päckchen unter die Aufschrift „Feldpost", was bei Unzustellbarkeit damit geschehen soll. Entweder: „Bei Unzustellbarkeit zur Verfügung der Truppe", oder: „Bei Unzustellbarkeit an Absender zurück".

Liebesgabenpäckchen an unbekannte Soldaten schicke ohne Sonderwünsche, wie z. B. „an einen Kampfflieger in Afrika" oder „an einen Gebirgsjäger im hohen Norden"; sie können aus Gründen der Spionageabwehr nicht berücksichtigt werden.

Schicke Geld nur auf Anforderung des Empfängers mit Postanweisung ins Feld! Die Geldüberweisung ins Feld ist auf bestimmte Monatsbeträge beschränkt. Mehrüberweisungen können dem Empfänger nicht ausgezahlt werden. — Bargeld in Brief- und Päckchensendungen ins Feld zu schicken, ist verboten und strafbar.

Beachte die Bestimmungen über die Gebührenvergünstigungen! Private Feldpostsendungen bis 250 g sind gebührenfrei, für schwerere bis zur Höchstgrenze von 1000 g — soweit sie jeweils zulässig sind — ist eine Gebühr von 0,20 RM zu entrichten. Postanweisungen unterliegen ebenso wie Telegramme — die jedoch nur in dringlichsten Fällen zulässig sind — den geltenden Inlandsgebühren der Reichspost. Die Versendung von Werbeschreiben, Preislisten usw., die stets gebührenpflichtig ist, ist möglichst zu vermeiden.

Meckere nicht über die Feldpost! — In den meisten Fällen bist du schuld, wenn deine Sendung nicht ankommt. Zehntausende von Reichspostbeamten stehen als Soldaten im Felde; trotzdem werden im Monat mehrere hundert Millionen Feldpostsendungen von der Reichspost und der Feldpost befördert. Erkenne dies dankbar an und hilf mit, diese Arbeit zum Nutzen des Frontsoldaten dadurch zu erleichtern, daß du dir die zehn Gebote einprägst und sie beachtest!

Wenn dich der Nachbar plagt

„Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt." Dieses Wort gilt heute leider nicht weniger als zu der Zeit, da Schiller es aussprach. Böse allerdings wird der Nachbar meist gar nicht sein, und doch kann er unter Umständen sehr unangenehm werden. Es ist leider so, daß im Leben sich nicht selten die Interessen stoßen und drängen. Und das gilt ganz besonders zwischen Nachbarn, weil diese so nahe beieinander leben, daß Streitpunkte nicht ausbleiben.

Nehmen wir gleich einmal einen praktischen Fall. Der Nachbar eines Siedlers richtet einen Gewerbebetrieb ein, der mit lauten Arbeiten, insbesondere Hämmern, verbunden ist. Kann der Siedler ihm diesen Lärm verbieten? Es kommt darauf an. Ist der Gewerbebetrieb behördlich genehmigt, so kann er es nicht. Andernfalls ist der Nachbar verpflichtet, den Lärm einzustellen, falls dieser nicht etwa nur geringfügig ist. Auch wenn der Lärm nach den örtlichen Verhältnissen bei Grundstücken dieser Lage gewöhnlich ist, kann er nicht verboten werden, also beispielsweise in einer Stadtgegend, wo viele Fabriken oder ähnliche Gewerbebetriebe sind. In einer Siedlung aber hat ein solcher Betrieb nichts zu suchen, weil sie nur zum Wohnen bestimmt ist.

Dasselbe gilt, wie § 906 des Bürgerlichen Gesetzbuches sagt, von Gasen, Dämpfen, Gerüchen, Rauch, Ruß, Wärme und Erschütterungen, die ein Nachbar dem Grundstück des andern zuführt.

So hatte kürzlich in einer Kleinstadt ein Bäcker einen neuen Backofen errichtet, und zwar in einem Raum, der an das Nachbargrundstück grenzte. Der Nachbar war ein Schneider und hatte in dem Raum neben dem neuen Backofen seine Werkstatt, in der von diesem Augenblick an die fürchterlichste Hitze herrschte, wenigstens im Sommer, während im Winter die Heizung gespart werden konnte. Aber auch die Wand begann unter der Hitze zu leiden. Der Schneider klagte also auf Unterlassung der Wärmezufuhr und drang mit seiner Klage auch durch. Es stellte sich im Prozeß nämlich heraus, daß der Bäcker den Ofen ohne die vorgeschriebenen Schutzvorrichtungen errichtet hatte, die den Abfluß der Wärme durch die Nachbarwand verhindern sollten. Er war nunmehr gezwungen, Isolierungen einbauen zu lassen.

Bis jetzt war nur von solchen Fällen die Rede, in denen der Betroffene Eigentümer des Grundstücks war. Nur hierauf bezieht sich das sogenannte Nachbarrecht des Bürgerlichen Gesetzbuches. Aber natürlich sind auch Mieter und Pächter gegenüber einem störenden Nachbar nicht ungeschützt. Nur kommen hier die allgemeinen Vorschriften über unerlaubte Handlungen (§§ 823 ff. des Bürgerlichen Gesetzbuches) zur Anwendung.

So hielt beispielsweise einmal in einem städtischen Haus ein Mieter einen Hund, und zwar eine große Dogge. Dieser Hund störte durch ständiges lautes Bellen das ganze Haus. Welche Ansprüche hatten die beeinträchtigten Mieter? Sie konnten gegen den Hundehalter auf Unterlassung, d. h. auf Abschaffung des Hundes klagen. Einer der Mieter versuchte es und hatte damit kürzlich Erfolg. In der Verhandlung ergab sich, daß der Hund ständig ohne ordnungsmäßige Versorgung auf den Balkon gesperrt wurde.

Die Mieter hatten aber hier noch einen anderen Rechtsbehelf. Sie konnten gegen den Vermieter auf Grund des Mietvertrages auf Beseitigung der Störung klagen. Dessen Sache war es dann, gegen den Hundehalter vorzugehen. Pflicht des Vermieters ist es sämtlichen Mietern gegenüber, für Ruhe und Ordnung im Hause zu sorgen.

Dies gilt in allen Fällen, in denen ein Mieter sich gegen die Hausordnung vergeht, etwa durch lärmendes Betragen, übermäßig lautes Rundfunkspiel, Stehenlassen von Fahrrädern und Kinderwagen auf dem Treppenflur, Verbreitung von Gerüchen. So hatte einmal ein Mieter in seiner Wohnung unbefugt eine Bonbonkocherei eingerichtet, die durch Gerüche sämtliche Mitmieter belästigte. Er wurde auf die Klage des Vermieters, an den die Mieter sich um Abhilfe gewandt hatten, zur Unterlassung der weiteren Fabrikation verurteilt.

Allerdings gibt es auch Fälle von Mißhelligkeiten zwischen Mietern, die den Vermieter nichts angehen, die vielmehr reine Privatangelegenheiten der Mieter sind. Wenn sie auch meist dem engen Zusammenwohnen der Mieter ihre Entstehung verdanken, so haben sie doch mit dem Haus und dem Darinwohnen nichts zu tun. Dazu gehören vor allen Dingen Beleidigungen und Körperverletzungen, die auf Hausklatsch zurückgehen. Hier muß der betroffene Mieter gegen den Täter selbst Abhilfe schaffen.

Am besten ist es natürlich, alle Streitigkeiten zwischen Nachbarn unterbleiben ganz. Pflicht jedes einzelnen ist, das Seine zu tun, daß es überhaupt nicht erst dazu kommt. Die Nachbarschaft ist eine der Zellen der Volksgemeinschaft und unterliegt aus höheren Gesichtspunkten der Pflicht zur Zusammenarbeit. Dr. U.

Zur Aufsichtspflicht des Lehrers

Die Eltern sind immer wieder geneigt, für jeden Unfall, der ihren Kindern in der Schule zustößt, Schule und Lehrer verantwortlich zu machen. Daß diese Auffassung irrig ist, zeigt folgender Fall:

Zwei 16jährige Schüler eines Gymnasiums hatten Patronenhülsen mit einem selbstgefertigten Sprengstoff gefüllt, und der eine von ihnen nahm sie mit zur Schule. In der Pause auf dem Schulhof veranlaßte er einen dritten Schüler, eine Patrone hinter einer niedrigen Mauer, die den Schulhof in zwei Teile trennte und gegen Sicht des Lehrers etwas deckte, durch Aufklopfen mit einem Stein zur Entzündung zu bringen. Bei der Explosion traf ein Metallsplitter den zweiten Schüler ins rechte Auge und zerstörte es. Der Vater erhob Schadenersatzanspruch gegen den ersten Schüler, gegen den Lehrer und gegen die Stadtgemeinde. Sein Gesuch auf Gewährung des Armenrechts für eine Klage wurde aber vom Gericht mangels hinreichender Erfolgsaussicht abgelehnt. Die Entscheidung weist darauf hin, daß beide Schüler zusammen das Schießpulver hergestellt und die Patronenhülsen gefüllt haben, daß somit beide (auch der verletzte Schüler) in gleicher Weise an dem Unfall Schuld haben. Ein Anspruch gegen den Lehrer sei ausgeschlossen, weil bei einer etwa vorliegenden Amtspflichtverletzung nach Art. 131 RV. grundsätzlich der Staat oder die Körperschaft einzutreten habe, in deren Dienst der Beamte steht. Eine Haftung der Stadtgemeinde setze aber voraus, daß die Amtspflichtverletzung des Lehrers in ursächlichem Zusammenhang mit dem Schaden stehe. Nach der Lebenserfahrung werden solche üblen Streiche stets hinter dem Rücken des Lehrers ausgeführt. Auch bei gewissenhafter Ausübung der Aufsicht auf dem Hofe wäre es kaum möglich gewesen, rechtzeitig einzuschreiten und den Schaden zu verhüten, zumal der Lehrer von den Schülern der höheren Klassen eher ein ordnungsgemäßes Verhalten erwarten darf und deshalb seine Aufmerksamkeit mehr auf die jüngeren Schüler richtet.

Ergänzend sei bemerkt, daß der dritte Schüler, der Täter, im Strafverfahren freigesprochen wurde, Ersatzanspüche also aussichtlos erschienen, während der nicht verletzte beteiligte Schüler zu 30 RM Geldstrafe verurteilt worden war. Daraus ergibt sich:

1. Wenn ein Schaden mit einer Verletzung der Aufsichtspflicht des Lehrers begründet wird, so können Ersatzansprüche gleichwohl nicht unmittelbar gegen den Lehrer gerichtet werden.

2. Solche Ansprüche sind gegen den Staat bzw. gegen die Körperschaft geltend zu machen, in deren Dienst der Lehrer steht.

3. Begründet sind die Ansprüche erst, wenn der Lehrer seine Aufsichtspflicht tatsächlich verletzt hat und wenn der Schaden nach der Lebenserfahrung ohne diese Versäumnis nicht eingetreten wäre.

Auch hier sei noch hinzugefügt, daß der Dienstherr (Staat bzw. Körperschaft) für solche von ihm geleisteten Schadenersatzzahlungen Ersatz von dem Lehrer fordern kann, aber gemäß § 23 DBG. nur insoweit, als diesem Vorsatz oder grobe Fahrlässigkeit zur Last fällt. O. B.

Soldaten als Gäste

Adolf Hitler-Freiplatzspende der NSV

Von Albrecht Schäfer — Aufnahmen: Dorothea v. d. Osten

Es ist schon oft darüber gesprochen und auch geschrieben worden, daß zwischen der Wehrmacht des Großdeutschen Reiches und dem deutschen Volk ein ganz anderes Verhältnis besteht, als es zwischen den Soldaten des kaiserlichen Deutschlands und den Bürgern dieses Staates bestand. Der Gedanke des Volksheeres im Volksstaat hat im Großdeutschen Reich seine Erfüllung gefunden, und die letzten Reste trennender Scheidewände, Ueberbleibsel aus Zeiten ständischer Gliederung und volksfremden Berufssoldatentums, sind gefallen. Geblieben aber ist die Liebe und Verehrung, die dem Soldaten von alters her vom deutschen Volk entgegengebracht wurden; die scheue Bewunderung aus der Ferne hat jedoch dem Gefühl der Zusammengehörigkeit und einer fröhlichen Zutraulichkeit Platz gemacht: auch hier ist die Volksgemeinschaft in schönstem Sinne beglückende Wirklichkeit geworden.

Die neue Einstellung zum Soldaten findet ihren beredten und sichtbaren Ausdruck in der Adolf-Hitler-Freiplatzspende der NSV. Schon daß man es wagen durfte, an den deutschen Volksgenossen mit der Bitte heranzutreten, einem erholungsbedürftigen Soldaten für ein paar Wochen einen Platz in der Familie zu gewähren, das kennzeichnet die gänzlich veränderte Haltung des deutschen Volkes gegenüber den Soldaten. Daß ihnen Dank gebührt, daß ihnen Erholung zu gönnen ist und gewährt werden muß, davon war man auch während des Weltkrieges überzeugt. Man glaubte aber, der Dank sowohl wie die Schaffung von Möglichkeiten, die Wunden restlos auszuheilen und den Körper zu neuem Einsatz stark zu machen, sei einzig und allein Sache des Staates. Und man hätte für das Ansinnen, in diesem oder auch in einem andern Falle für den Staat einzuspringen, sich also mit dem Staate eins zu fühlen, einfach kein Verständnis gehabt.

Im neuen Staat ist dieses Verständnis zur Selbstverständlichkeit, ja fast zur Gewohnheit geworden. Und als deshalb die NSV., diese Organisation, die dem Gemeinschaftsempfinden und Gemeinschaftswollen im neuen Staat Ausdruck gibt, dazu aufrief, den Soldaten Freiplätze für längere oder kürzere Zeit zu gewähren und damit einmal die staatliche Fürsorge helfend zu ergänzen und zum andern den Soldaten unmittelbar den Dank für ihre Opfer- und Einsatzbereitschaft abzustatten, da meldeten sich in allen Gauen freundwillige Quartiergeber in großer Zahl.

Nicht immer waren es nur die Wohlhabenden, im Platz und in den wirtschaftlichen Mitteln nicht beengten, die um die Zuweisung eines Soldaten baten: alle Stände und Berufe sind unter denen vertreten, die „ihren Soldaten" haben wollten.

Auch Hotel- und Pensionsinhaber waren unter ihnen. Und wer von den Soldaten bei ihnen Quartier beziehen konnte, der hatte von den vielen vielen gewinnbringenden Losen einen besonderen Treffer gezogen. Denn ein Hotel ist ja schon für einen gewöhnlichen Sterblichen der Inbegriff der Bequemlichkeit und des Verwöhntwerdens. Wievielmehr jedoch für einen Soldaten, der die Nachwehen des „Feldquartiers auf hartem Stein" noch heute in seinen Gliedern spürt und dem das Putzen der langen Stiefel, „Knobelbecher" genannt, eine zwar selbstverständliche, aber deswegen nicht immer gern

getane Arbeit bedeutet. Nun die Stiefel des Abends mit der Geste eines verwöhnten Reisenden vor die Zimmertür stellen zu dürfen, um sie dann morgens auf Hochglanz poliert in Empfang zu nehmen, vielleicht sogar noch das hübsche Zimmermädchen im „richtigen“ Stiefelputzen „instruieren“ zu können — — Junge, Junge, welch ungeahnte Möglichkeiten liegen doch in solcher Freiplatzspende . . ! Und dann die weißen Betten! Rekrutenträume, dann geträumt, wenn die Luft am dicksten und der „Spieß“ am wildesten war, gehen in Erfüllung: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.“ . .

Woanders im Privatquartier ist's übrigens auch schön. So bei einem Bäcker zu wohnen und Nesthäkchens Geburtstag als Hauptperson mitzufeiern — diese Stelle behagt dem Herrn Oberschützen schon. Und wie fern liegen die Tage, da auf windigem Vorposten ein armseliges Stücklein Kommißbrot den Hunger stillen mußte und der Sand als einziger „Brotbelag“ zwischen den Zähnen knirschte! Nein, nein, der Herr Oberschütze, der ja aus sogenanntem gutem Hause stammt, der aber in Polens Dreck und Frankreichs Kreideschlamm und auf den staubigen Wegen des Balkan den letzten Rest des Kulturmenschen geopfert hatte, denkt nicht mehr an Dreck und Schlamm, auch nicht an Wanzen und Läuse; er ist wieder für eine Zeitlang der wohlerzogene älteste Sohn in einem deutschen Bürgerhause, gar kein Rauhbein mehr, wie er von seinen Eltern während des kurzen Urlaubs genannt wurde. Und sein Kamerad, den das Schicksal in den gepflegten Haushalt eines Ingenieurs führte, auch nicht. Er fand hier neben den Freuden, die gut essen und trinken noch immer dem Soldaten bereiten, auch Gelegenheit zu einer Unterhaltung, die über den Alltag hinaus führte. Er war ja durch den Krieg aus dem gerade begonnenen Studium herausgerissen worden, und im Kameradenkreise hatte er weder Muße noch Partner zu einem Gespräch über die Dinge gefunden, die sein Herz einst erfüllten und zu denen hier in der Ruhe seine Seele wieder zurückfindet. Die kluge Hausfrau weiß eine gute Klinge zu schlagen, aber auch eine dankbare Zuhörerin zu sein, wenn der Soldat sie in Gedanken das miterleben läßt, was während der letzten Monate an großem Geschehen seinem Leben Inhalt gab.

Adolf-Hitler-Freiplatzspende für unsere Soldaten: dem Dankempfinden der Heimat und dem Gefühl der Verbundenheit zwischen dem deutschen Volk und dem deutschen Soldaten konnte kein besserer Ausdruck gegeben werden als durch diese Einrichtung. Und wer tiefer zuschaut, der entdeckt in ihr, in dem gegenseitigen Geben und Nehmen eine wundersame Aktivierung und Wechselwirkung völkischer Kräfte. Die Heimat zeigt in praktischer Tat dem Soldaten, wie sehr sie sich ihm und seinem Schicksal verbunden fühlt; der Soldat jedoch überträgt auf die, die ihm ein Bett und einen Platz an ihrem Tisch gewährten, etwas von jener soldatischen Unbekümmertheit und von jener soldatischen Zuversicht, die notwendig sind, um in der schicksalhaften Zeit mit ihren Stürmen und riesengroßen Aufgaben den Glauben an die siegreiche Erfüllung unserer deutschen Sendung nicht zu verlieren und stets von neuem zu gewinnen. Der Soldat von 1914/18 verspürte nichts von diesem wundersamen Kräftespiel, die Heimat auch nichts. Und das Vaterland kam um den Segen, der aus ihm zukunfts- und sieggestaltend erwächst.

Die Adolf-Hitler-Freiplatzspende der NSV. ist nur *eine* von den vielen der Heimat gegebenen Möglichkeiten, ihre Verbundenheit mit dem Soldaten und vor allem mit dem in vorderster Front kämpfenden Soldaten unter Beweis zu stellen. Zwischen dem persönlichen Gedenkgruß ins Feld und dem Gedenken des ganzen Volkes, wie es in den Wunschkonzerten für die Wehrmacht zum Ausdruck kam, und zwischen der Spende für das Deutsche Rote Kreuz und der höchsten Steigerung persönlichen Opfersinnes, wie sie sich etwa in der Darangabe des persönlichen Besitztums für soldatische oder wehrwirtschaftliche Zwecke offenbart, liegt eine Fülle von Möglichkeiten, die Gefühle des Dankes, der Verehrung und des Zueinandergehörens zu verdeutlichen. Das deutsche Volk ist in seiner Gesamtheit diesen Möglichkeiten nachgegangen und hat von ihnen Gebrauch gemacht. Und es entstand jenes bunte vielgestaltige Bild der Soldatenbetreuung durch die Heimat, wie es für den jetzigen Krieg kennzeichnend ist. Nicht jedem Soldaten wird es vergönnt sein, als umsorgter Kurgast oder verwöhnter Mittelpunkt einer gastfreien Familie einige Wochen seines Soldatenlebens zuzubringen. Aber darauf kommt es ja auch nicht an. Daß aber jeder diesen Treffer in der Glückslotterie des Soldatendaseins ziehen *könnte*, daß auch hier nicht zwischen dem Mann und dem Offizier ein Unterschied gemacht wird, darin dürfen wir einmal mehr den Beweis dafür sehen, daß der Gedanke des Volksheeres im Volksstaate Wirklichkeit wurde. Und darin liegt der letzte Grund unserer Unbesiegbarkeit.

„Frauen vor die Front!"

Ein Kapitel, nur für Väter geschrieben!

Wenn man den meisten Vätern die Frage vorlegt: „Warum habt ihr eigentlich solche Angst vor der Schule?", dann werden sie einstimmig und mit Entrüstung erwidern: „Was sollen wir haben? Angst vor der Schule? Das wir nicht lachen! Ha, das wäre ja noch schöner, wenn erwachsene Männer, wie wir, so etwas wie Angst oder Beklemmungsgefühle kennten!" Natürlich haben die Väter keine Angst vor der Schule, genau so wenig, wie es ein Achtjähriger vor einem Dreizehnjährigen hat, wenn er ihm von sicherm Platz her nachruft: „Ich vor dir Angst? Komm doch mal her, wenn du etwas von mir willst! Ich werde dich schon verdreschen!" Und der Dreizehnjährige „getraut" sich tatsächlich nicht, aber nur, weil er genau weiß, daß der Kleine sich eilends hinter Mutters schützendem Rock verstecken würde. Wir können uns also nicht helfen, so etwas wie Angst muß es doch wohl sein, was die meisten Väter bei jeder Gelegenheit in den bekannten Schlachtruf ausbrechen läßt: „Die Frauen vor die Front!" Wäre es sonst zu verstehen, daß sie sich mit allen Mitteln darum drücken, einmal die Sprechstunde des Lehrers aufzusuchen?

Den Einwand, daß die Väter sich um das Weiterkommen ihrer Sprößlinge in der Schule nicht sorgten, daß ihnen das Fortkommen ihrer Kinder gleichgültig wäre, lassen wir nicht gelten. Man braucht nur einmal hinzuhören, wenn „Männer unter sich" über ihre Kinder sprechen! Dann klingt durch die hohen und höchsten Zukunftspläne viel Besorgnis um das Weiterkommen ihrer Kinder in der Schule. Und dann darf man ihnen auch glauben, daß es ihnen Ernst mit ihrem Vorhaben ist, nun aber endlich doch einmal mit dem Lehrer zu sprechen, um sich ein Bild vom Stande der Leistungen zu machen. Dieser Ton hat dann einen ernsten Klang. Ist es dann aber soweit, liegt ein besonderer Fall vor, oder drängt der Lehrer ernstlich auf eine Aussprache, dann finden diese Väter soviel glaubhafte Ausreden, wissen sie soviel Ausflüchte, dann haben sie weder diesmal noch das nächste Mal Zeit dafür, daß man doch wohl von einer Angst vor der Schule, zumindest aber von einer unerklärlichen Scheu sprechen darf.

Zugegeben, daß in den Fragen der persönlichkeitsbildenden Erziehung, in den Fragen des körperlichen und seelischen Wohl und Wehes doch wohl die Mutter „die Nächste dazu ist", wie Fritz Reuter sagen würde, so wird für die Fragen mehr wissenschaftlichen Inhalts doch der Vater der Geeignetere sein. Und wenn es sich darum handelt, ob das Kind nicht doch lieber vor einer voreiligen Versetzung bewahrt bleiben sollte, dann wäre es für alle Teile wünschenswerter, wenn die Männer vor die Front träten.

Warum die meisten Väter vor der Schule eine unerklärliche Abneigung haben, wird wohl immer eine der unlöslichen Fragen bleiben. Der Einwand, daß man sich beim Lehrer nur deswegen nicht beschweren wolle, weil hinterher ja doch das Kind all das „ausbaden" müsse, kann schon deshalb nicht stichhaltig sein, weil man den Weg zum Lehrer ja nicht nur dann finden sollte, wenn es gilt, sich zu beschweren. Gerade Männer wissen, wie reinigend für alle Teile eine offene Aussprache unter Männern wirkt. Und mag der Vater noch so ein Querulant sein, mag der Lehrer auch zu den noch nicht völlig ausgestorbenen Griesgramen gehören, mag das Kind in diesem Falle wirklich einmal falsch angefaßt worden sein — in den meisten Fällen kommt die Sache schnell und reibungslos wieder zurecht, wenn „Männer unter sich" den Fall behandeln. Frauen sind, belastet durch den täglichen Kleinkram, und dadurch, daß sie nun einmal tatsächlich weniger Zeit erübrigen können als die Männer, leichter reizbar. Das soll kein Lob für die Männer sein, es sei nur sachlich festgestellt.

Wir fragten einmal einen alten, erfahrenen Lehrer, was er glaube, warum die Männer hier so gern ihre Frauen vorschicken. Er meinte, die Männer übernähmen nicht gern die Verantwortung für das, was sie mit dem Lehrer vereinbart hätten! Männer sollten sich vor der Verantwortung scheuen? Das kann es wohl doch nicht sein. Aber der alte Schulmann lächelte fein. „Wissen Sie", meinte er dann, „in der Regel ist es doch so, daß einer Aussprache zwischen dem Vater und dem Lehrer gewisse Meinungsverschiedenheiten über die Leistung oder die Haltung des Kindes vorausgegangen sind. Im Elternhause besteht dann schon ein fertiges Urteil. Nehmen wir einmal an, es handelt sich um die Versetzung des Kindes. Der Lehrer hält die Leistungen des Kindes nicht für völlig ausreichend, um eine Versetzung zu befürworten. Aber so mangelhaft sind die Leistungen anderseits wieder nicht, daß er eine Versetzung klipp und klar ablehnen möchte. Um das Kind nicht über Gebühr zu belasten, rät er die Eltern, das Kind noch einmal die Klasse durchlaufen zu lassen. Die Mutter ist diesen Gedanken vielleicht nicht zugänglich; sie möchte, daß das Kind mit den Altersgenossen Schritt hält. Nun spricht der Lehrer mit dem Vater. Der sieht das schließlich ein und stimmt zu, obwohl zu Hause, also zwischen ihm und seiner Frau, nur eine Meinung bestand: das Kind muß versetzt werden! Heimgekehrt versucht der Mann nun wohl, auch seine Frau für die Vernunftgründe zu gewinnen. Das Resultat? „Du hast dich ja richtiggehend einwickeln lassen!" Und das Urteil hört kein Mann gern aus dem Munde seiner Frau. Um nun aber Zank und Zwist zu vermeiden, überlassen die Männer diese unangenehmen Aussprachen lieber der Frau. Das scheint mir der Hauptgrund zu sein."

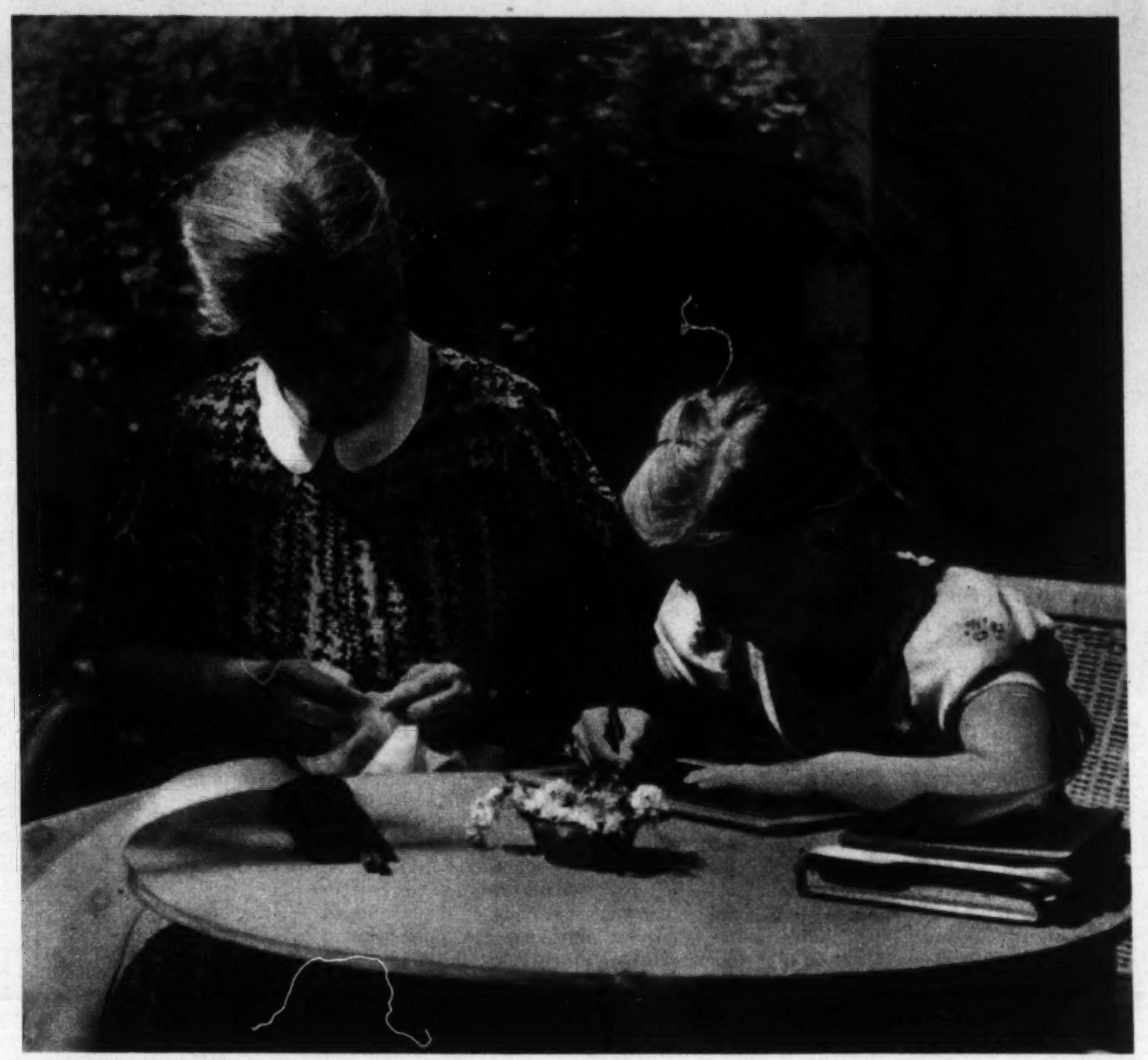
Wir wollen diesen Fall aber nicht einseitig betrachten; es kann sein, daß wir ihn zu düster malen, so daß uns die meisten Väter nur unwillig und mit Stirnrunzeln bis hierher gefolgt sind. Darum haben wir zwei Schulmänner gebeten, sich einmal mit diesem Thema zu beschäftigen. Und wenn wir dazu den Leiter einer Volksschule und den Leiter einer Höheren Lehranstalt herangezogen haben, so nur deshalb, weil diese Frage im Hinblick auf die verschiedenen Schultypen eine grundsätzlich andere Antwort bringen wird.

Der Schulleiter der Volksschule, Hauptlehrer Sch., meint:

„Aus einer fast dreißigjährigen Erfahrung als Lehrer und Erzieher an ein und derselben Volksschule — es ist die eines Vorortes einer Großstadt, deren Bevölkerung sich aus in der Großstadt beschäftigten Industriearbeitern, Angestellten, Kaufleuten und Beamten zusammensetzt, — kann ich bestätigen, daß wir Lehrer nur selten und nur in Ausnahmefällen einen Vater in unserer Schule zu sehen bekommen. Meine Berufskameraden und ich, wir haben uns bemüht, den Vätern unserer Schüler und Schülerinnen klarzumachen, wie wenig richtig und wie wenig die Gesamterziehung fördernd ihr uninteressiertes Verhalten gegenüber der Schule sei. In Wort und Schrift — etwa bei Einladungen zu Schulgemeindeabenden oder zu Klassenelternabenden — haben wir sie aufgefordert, doch wenigstens einmal im Jahr oder doch wenigstens einmal während der Schulzeit ihrer Kinder Gelegenheit zu nehmen, mit dem Lehrer und Miterzieher ihrer Kinder in persönliche Fühlung zu treten — die Mehrzahl von ihnen blieb zu Hause und ließ sich von den Frauen vertreten ...

„Angst" vor der Schule war es m. E. nicht, daß sie zu Hause blieben; Angst ist es auch m. E. nicht, wenn sie die Frau aus besonderem Anlaß zur Schule schicken, etwa wenn das Zeugnis von Klaus oder Ursula dem Elternhause einen Schreck eingejagt hatte, oder wenn dieses Grund zur Beschwerde zu haben glaubte.

Vati hat ja meist keine Zeit, dafür hilft Großmutter gern



Aufnahme: F. Baumeister

Ein Teil der Väter versagt hier einfach aus Bequemlichkeitsgründen. Es ist ihnen unbequem, sich abends noch einmal „anzuziehen", um den Lehrer in seiner Wohnung aufzusuchen; es ist ihnen unbequem, mal am Sonntag vormittag ein paar Stunden ihrer Freizeit, die sie ja im Hause und im Garten nützen, zu opfern, und es ist ihnen unbequem, sich überhaupt mit „solchen Dingen" zu beschäftigen. Sie verstecken ihre Bequemlichkeit allerdings hinter dem „Mangel an Zeit", auch wohl gar hinter der Behauptung, man könne den Lehrer doch nicht abends oder Sonntags mit Schulfragen „belästigen". (Dabei haben sie Zeit, wenn irgend eine Organisation, die Disziplin in ihren Reihen hält, sie ruft; und von der „zartfühlenden Rücksichtnahme" auf den Lehrer und seine Freizeit ist nichts zu entdecken, wenn sie diesen einmal zufällig am dritten Ort — in einer Gaststätte oder im Eisenbahnzug — begegnen, da „belästigen" sie munter drauf los . . .)

Mit der Bequemlichkeit Hand in Hand geht die Gleichgültigkeit, mit der viele Väter unserer Volksschüler der Schule gegenüber stehen. Es liegt ihnen wohl daran, daß ihr Junge und ihr Mädel das Ziel der Schule erreichen, d. h. Jahr um Jahr versetzt werden, weniger jedoch wie sie es erreichen. Na, und bleiben sie einmal sitzen, so ist das zwar ärgerlich, für den Vater jedoch kein Grund, sich das Haar zu raufen und kreuzunglücklich zu sein. Denn „unter Männern" renomiert man ja nicht mit den Schulleistungen seiner Kinder, da braucht man sich auch nicht zu schämen, wenn Heinz oder Lisa eine Klasse noch einmal durchlaufen müssen. (Frauen und Mütter denken darüber anders!) Und im übrigen bedeutet ja in der Volksschule das Sitzenbleiben keinen Zeit- und Geldverlust wie in der höheren Schule, und der Schüler, der einmal sitzen blieb, ja selbst der, der nicht das Ziel der Schule erreichte, hat noch immer eine Lehrstelle gefunden. Sie sehen in der Schule eben nur eine Bildungsanstalt, diese wenig an ihr interessierten Väter, und sie meinen, mit der Dummheit und Faulheit ihrer Kinder müsse die Schule allein fertig werden. Wozu sei sie denn da?!

Es ist möglich, daß in diese Auffassung von der Arbeit der Schule am Kinde ein Wandel eintritt, wenn die Vätergeneration Kinder zur Schule schickt, die schon selber durch die neue Schule ging, die bewußt die Erziehungsarbeit in den Vordergrund ihrer Tätigkeit stellt. Vielleicht erkennt sie eher die Notwendigkeit, die eigene Erziehungsarbeit auf die in der Schule abzustimmen, und vielleicht findet sie leichter den Weg in die Schule oder zum Lehrer ihrer Kinder. Zur Zeit allerdings gilt noch die Parole: „Frauen vor die Front!"

Der Gerechtigkeit halber müssen bei der Erörterung dieses Problems auch die Väter erwähnt werden, die in blindem Vertrauen zur Schule — die sie vielleicht einst selber besuchten — jegliche Einmischung in deren Aufgaben und Erziehungspraktiken für überflüssig halten. Ihrer gibt es eine große Zahl; und ihr Vertrauen ehrt sie und die Schule in gleicher Weise. Aber ganz einverstanden kann die Schule mit ihrem Tun und mit der Begründung ihres Tuns nicht sein. Sie sollten doch erkennen, daß die Anschauungen über die Erziehung sowohl wie die auf diese Anschauungen abgestellten Erziehungsmaßnahmen und Lehrweisen der Schulen sich seit ihrer Schulzeit grundlegend geändert haben, und daß es für jeden Vater nicht nur interessant, sondern auch nützlich ist, wenn er sich durch eine gelegentliche oder — besser! — durch regelmäßige Fühlungnahme mit der Schule Einblick in deren neuzeitliches Wollen und Tun verschafft. Außerdem: Allzuviel Vertrauen hat in seinen Erscheinungsformen eine fatale Aehnlichkeit mit Gleichgültigkeit . . ."

Der Schulleiter einer Höheren Lehranstalt, Oberstudiendirektor Dr. Kr., wird im nächsten Heft zu diesem Thema eingehend Stellung nehmen.

Frau Schwarz und Frau Weiß

und ein Kapitel über Kartoffeln

Frau Schwarz macht aus ihrem Herzen keine Mördergrube: sie sagt es aufrichtig, daß „die ewigen Kartoffeln" keine gern gesehenen Gäste auf ihrem Tische sind. Ihr Mann „macht sich nichts daraus", sie selbst findet sie langweilig und die Kinder „lassen sie doch nur auf dem Teller liegen". Was mit einem „soliden, ordentlichen Stück Fleisch" natürlich niemand tut, wie sie uns lachend versichert. Diese ausgesprochene Unbeliebtheit der Kartoffeln auf dem Schwarzschen Familientische hat selbstverständlich zur Folge, daß Frau Schwarz sich nicht gerade viel Mühe mit der braven Feldfrucht gibt. Sie schält die notwendige Menge am Morgen, noch lieber am Abend vorher und legt sie in eine Schüssel mit Wasser; so geht es dann zu Mittag wenigstens schnell. Zu diesem Zwecke schneidet Frau Schwarz auch, genau wie sie es von ihrer Mutter gelernt hat, die geschälten Kartoffeln in Stückchen. So wohl vorbereitet braucht man die Schüssel dann am nächsten Mittag nur vom Fenster wegzunehmen, das Wasser abzugießen, frisches Wasser in den Kochtopf zu tun — fünfzehn Minuten später sind sie tadellos weich. Nur: sie schmecken eben nach nichts. Und Frau Schwarz kann es gar nicht verstehn, daß andere Leute so *gern* Kartoffeln essen. Aber vielleicht liegt es an der Sorte. Ihr Kaufmann... folgt eine längere und trübselige Betrachtung über den Einzelhändler, der das Glück hat, der Lieferant von Frau Schwarz zu sein, der dieses Glück aber offenbar nicht richtig zu schätzen weiß. Er wohnt nur gerade so praktisch an der nächsten Ecke.

(Im Vertrauen: der Kaufmann ist an Frau Schwarzens unschmackhaften Kartoffeln genau so unschuldig wie die von ihm gelieferte Kartoffelsorte. Wer Kartoffeln roh schält, hat nicht nur einen ungebührlich großen Abfall — er wirft auch Nährwerte und kostbare Vitamine fort, die meist verkommen; denn im Kleinhaushalt werden ja die Schalen kaum verwendet. Wer Kartoffeln stundenlang in Wasser liegen läßt, noch dazu in einer offenen Schüssel und im hellen Licht, schädigt die Kartoffelstückchen noch weiter: er entzieht ihnen Mineralstoffe und sorgt dafür, daß ein großer Teil des lebenswichtigen C-Vitamins durch Oxydation an Luft und Licht zugrundegeht. Daß nicht nur Frau Schwarz allein diese Fehler macht, ist zwar eine gewisse Entschuldigung für sie, aber kein Trost für die Schäden an der Volksgesundheit und am Volksvermögen!)

Nun ist es freilich durchaus nicht so, daß Frau Schwarz keine andere Art der Kartoffelzubereitung kennt als die „Salzkartoffeln". Sie findet auch, daß z. B. Bratkartoffeln weitaus besser „rutschen". *Wenn* sie also ein ordentliches Stück Speck im Hause hätte und es an die Kartoffeln tun könnte, dann wäre das schon etwas anderes. *Aber* jetzt im Kriege...

Frau Schwarz kocht sehr gern mit den beiden Zutaten „Wenn" und „Aber". Nur schmackhafter wird das Essen leider nicht davon. Und die Laune des Herrn Schwarz auch nicht. Er weiß ja schon, daß der Speck „nicht hin und her langt", wie ihm seine Frau bei etwaigen Wünschen immer wieder erklärt.

Frau Schwarz ist auch nicht etwa grundsätzlich gegen „Pellkartoffeln", wie sie die Kartoffeln in der Schale in der Sprache ihrer Landschaft nennt. Nur: da braucht man ein ordentliches Stück Butter auf dem Tisch! Ja, *wenn* es mehr Butter gäbe! *Aber* jetzt im Kriege... Frau Schwarz ist übrigens, zu ihrer Ehre sei es gesagt, durchaus nicht uneinsichtig. Sie meckert nicht, daß sie nicht beliebig viel Butter kaufen kann, sie jammert nur ein bißchen. (Im Vertrauen: daß Frau Schwarz auch früher nicht beliebig viel Butter kaufen konnte, weil ihr das Geld dazu fehlte, hat sie jetzt vergessen. Nach dem Kriege wird sie sich sicher wieder daran erinnern.)

Ganz ähnlich ist es mit dem Kartoffelpürree, dem Frau Schwarz ebenfalls nicht etwa leidenschaftliche Abneigung entgegenbringt. Sie behauptet nur, daß ein tüchtiger Stich Butter daran gehöre und Milch, selbstverständlich Vollmilch, außerdem, wenn es richtig schmecken solle, unbedingt etwas Muskatnuß. *Wenn* sie also Butter und Vollmilch und Muskatnuß hätte . . . (Wir kennen das Lied nun schon und wissen auch, daß das „Aber" nicht auf sich warten läßt.)

Von weiteren Kartoffelgerichten kennt Frau Schwarz nur noch die Kartoffelpuffer (in Westfalen „Reibekuchen" genannt) und die Kartoffelsuppe. Aber die ersteren stellt sie nicht her, weil sie ja viel zu wenig Fett hat, denn die müssen „in Oel schwimmen", Frau Schwarz hat das oft genug gesehen. Selbst gebacken hat sie die Kartoffelpuffer auch im Frieden nicht, weil sie diese Speise immer für etwas „ordinär" gehalten hat. Zur Kartoffelsuppe braucht man natürlich Fleischbrühe — sagt Frau Schwarz. Und bei dem „bißchen Fleisch"..

Damit sind die Kartoffel-Rezepte von Frau Schwarz zu Ende. In der Hauptsache bleibt es bei Salzkartoffeln. Und die sind, wie gesagt, im Hause Schwarz nicht gerade sehr geschätzt. Um so mehr, als es gewöhnlich Senftunke dazu gibt. Und zwei- bis dreimal in der Woche Senftunke: das kann der gutmütigste Mensch nicht aushalten. Ja, *wenn* wenigstens ein ordentliches Stück Fleisch dabei läge! *Aber* es ist Krieg . . .

Frau Weiß hat einmal mit ihrem Mann gewettet, daß sie durch einen vollen Monat jeden Tag ein anderes Kartoffelgericht auf den Tisch stellen werde; sie hat die Wette gewonnen. Dabei hat ihr Mann durchaus den Vorteil dabei gehabt, nämlich die tägliche Abwechslung und die Spannung: was wird es heute wieder geben? Und Frau Weiß hat gar nicht einmal sämtliche Kartoffelspeisen, die es überhaupt gibt, aufmarschieren lassen: zu manchen fehlten ihr die Zutaten oder die Erfahrung, zu anderen hatte sie kein rechtes Vertrauen und einige lehnte sie überhaupt ab. So z. B. kamen in dem bewußten Monat *nicht* auf den Weißschen Familientisch die sonst so beliebten Salzkartoffeln.

(Im Vertrauen: auch Frau Weiß muß manchmal Salzkartoffeln herstellen, sie muß auch, wenn sie Mittags wenig Zeit hat, die Kartoffeln schon am Morgen schälen. Dann schält sie aber mit dem Kartoffelschäler so dünn als nur möglich und legt die Kartoffeln zwar in eine Schüssel mit Wasser, zerschneidet sie aber nicht. Sie deckt auch die Schüssel zu und stellt sie an einen dunklen, kühlen Ort; und in das Wasser tut sie Salz, nicht um die Kartoffeln vorzeitig zu salzen, sondern um das Auslaugen zu erschweren. Außerdem verwendet sie dieses Wasser nachher zur Suppe. Und, was vielleicht das Wichtigste ist: auch die Salzkartoffeln werden bei Frau Weiß *nicht gekocht*, sondern *gedämpft*! Frau Weiß hat dazu einen eigenen Kartoffeldämpftopf; als sie noch keinen hatte, legte sie die Kartoffeln in ein Drahtnetz und damit in einen Topf mit gut passendem Deckel, nur zwei Finger hoch mit Wasser gefüllt.)

Frau Weißens Spezialität sind aber Kartoffeln in der Schale, die selbstverständlich ebenfalls im Kartoffeldämpftopf zubereitet werden. Gut gewaschen und gebürstet, sehen sie schon roh ganz appetitlich aus. Um neue Kartoffeln verdaulicher zu machen, werden ein paar Körner Kümmel darüber gestreut. Familie Weiß hat übrigens auch schon im Frieden nicht immer nur frische Butter zu den Schälkartoffeln gegessen — dazu kamen sie zu oft auf den Tisch. Im Frühling und im Sommer ist Quarg, mit gehacktem Schnittlauch oder anderen Kräutern vermischt, eine sehr beliebte Zugabe; wenn es den nicht gibt, werden die Kartoffeln einfach schon in der Küche geschält und mit einer Kräutertunke dazu serviert. Ja, man könnte sie sogar ohne Mitleid mit sich selbst ganz trocken essen, so gut schmecken sie; denn sie sind ja nicht ausgelaugt und haben auch kaum an C-Vitamin verloren. Man kann sie wirklich nicht mit den Salzkartoffeln der Frau Schwarz vergleichen.

Frau Weiß hat aber noch etwas viel Feineres entdeckt, nämlich die in der Schale gebackene Kartoffel. Wenn sie Kuchen

bäckt, richtet sie sich so ein, daß sie in der heißen Backröhre nachher Kartoffeln bäckt. Paßt das einmal nicht, dann nimmt sie ihre Gasbackform, bestreut den Boden dick mit Salz und stellt die gut gewaschenen und gebürsteten Kartoffeln hinein. Sie werden während des Backens ein- oder zweimal umgedreht; wenn sie gar sind, kann man sie mit der Schale essen. Das Salz läßt sich mehrmals verwenden. Diese Art von Kartoffeln wird an Wohlgeschmack und Bekömmlichkeit nur noch von denen übertroffen, die man als Kind (oder als Soldat) auf dem Felde stahl und am Lagerfeuer in die heiße Asche legte! — Frau Weiß hat dieses köstlichste und billigste Kartoffelgericht übrigens gelegentlich noch verfeinert: sie hat dann die Kartoffeln, wenn sie halbgar waren, oben aufgeschnitten (so, wie man auch gefüllte Tomaten herstellt), hat sie ausgehöhlt und die Höhlung mit einer Masse wieder gefüllt, die aus einem Teil der herausgekratzten Kartoffelmasse, etwas Fett, gehackten Kräutern, Fleischresten, geriebenem Käse oder dergleichen zusammengemischt und notfalls mit etwas Milch, Tomatensaft usw. angefeuchtet wurde. Dann wurde das abgeschnittene „Hütchen" wieder aufgesetzt und die Kartoffeln fertiggebacken. Sie werden immer für eine besondere Delikatesse gehalten, denn Frau Weiß verrät nie, *wie* billig und einfach sie zuzubereiten sind.

Die Klöße aus rohen Kartoffeln, die von der Saarpfalz bis nach Oberschlesien hin unter vielen lustigen Namen sich hoher Beliebtheit erfreuen, kennt Frau Weiß wohl, kann sie aber nicht selbst zubereiten, weil ihr ein verläßliches Rezept dazu fehlt. Dagegen kommen Kartoffelpuffer häufig auf den Tisch, denn Frau Weiß bäckt sie in sehr heißem Fett, von dem nur wenig in den Teig eindringt, das sich also immer wieder verwenden läßt und so sehr sparsam arbeitet. Noch häufiger aber gibt es Kartoffelklöße aus gedämpften Kartoffeln, mit etwas Mehl, Magermilch, Milei gelb und einer Prise Salz zu einem Teig verknetet, in dem sich besonders Kirschen, später Zwetschken oder halbierte Aprikosen (Marillen) einrollen lassen. In wallendem Salzwasser zehn Minuten lang gekocht, bis die Klöße in die Höhe steigen, geben diese leckeren Kugeln, mit Zucker bestreut, ein sehr gern gegessenes und sehr sättigendes Mittagessen. — Derselbe Teig, ohne Fruchtfüllung, zu vielen länglichen Würstchen gerollt, gibt als Kartoffelnudeln eine neue Variation des unerschöpflichen Themas.

Auch den Kartoffelsalat versteht Frau Weiß „mit Liebe" herzustellen; so fällt es nicht sehr auf, daß sie zurzeit nicht viel Oel dran tun kann. Statt eines Mehlpapps als „falsche Mayonnaise" nimmt Frau Weiß, die nicht sehr für solche fragwürdige Ersatzmittel ist, eine fertig käufliche Salatsauce; gehackte Kräuter, Tomaten, Gurken usw. spielen ebenfalls eine wichtige Rolle in Frau Weißens Kartoffelsalat. Sie ist bekannt dafür, daß ihr immer wieder etwas Neues einfällt.

Darum ist es auch unmöglich, *alle* Kartoffelgerichte von Frau Weiß hier mitzuteilen oder auch nur zu nennen; sie erfindet eben immer wieder neue. Und jede deutsche Hausfrau kann es ihr nachmachen, denn es gehört, außer den Grundkenntnissen über die richtige Zubereitung der Kartoffeln, wirklich nur ein wenig Fantasie und etwas Lust dazu.

Rechenstunde für die Kleinen

Sintemalen wir in Ferienstimmung sind, wollen wir der lieben Rechenkunst heute einmal die Sonnenseite abgewinnen.

Beim Durchblättern der Rechenbücher aller Jahrgänge und Herumstöbern in meiner Rechenkiste fand ich eine Menge lustiger Aufgaben, die ihr, Jungen und Mädel, zum Teil als alte gute Bekannte begrüßen werdet. (Die Ergebnisse folgen in Klammern — das Nachdenken überlasse ich euch in den meisten Fällen!) Also, beginnen wir mit den Abc-Schützen und steigen jahrgangweise weiter. —

1. Auf dem Dache sitzen 5 Spatzen. Der Jäger schießt 2 ab. Wieviel bleiben sitzen? (Keine! — Warum?)

2. Heißt es 5 + 6 *ist* 12 oder 5 + 6 *sind* 12? (Keins von beiden! 5 + 6 = 11!)

3. 3 Pimpfe gehen zusammen auf Fahrt. Jeder wandert 2 Stunden. Wieviel Zeit brauchen alle 3 zusammen? (2 Stunden!)

4. Onkel Zwanzig und Tante Zwanzig besuchen uns demnächst. Wieviel sind das zusammen? (2!)

5. Ein Knabe lernt bei 1 Lehrer in 1 Jahre rechnen. Wie lange muß er lernen, wenn's ihm 2 Lehrer zeigen? (1 Jahr!)

6. In einer Scheune spielen 12 Mäuse. Davon werden 4 totgeschlagen. Wieviel Mäuse bleiben? (4! — Warum? Weil die Lebenden fortlaufen.)

7. 6 Heuhaufen und 3 Heuhaufen werden zusammengefahren. Wieviel Haufen gibt es? (1!)

8. In einer Familie sind 5 Söhne, und jeder Sohn hat eine Schwester. Wieviel Kinder sind in der Familie? (6!)

9. Zählt zusammen: 2 Pimpfe, 3 Roller, 4 Flugzeuge, 3 Briefmarken, 2 Aepfel, 1 Hering. (Unmöglich!)

10. Von einem Baume ist die Hälfte der Birnen abgefallen und von einem Mädchen verzehrt. Als das Mädchen nun aufschaut, sieht es auf dem Baume keine Birnen mehr. Wie geht das zu? (1 Birne war heruntergefallen; es blieb noch *eine Birne* — aber keine *Birnen* auf dem Baume.)

11. Von 5 Hasen werden 2 abgezogen. Was erhält man? (Nicht 3, sondern: 3 Hasen mit Fell, 2 ohne Fell und 2 Felle!)

12. Zwei Väter und zwei Söhne teilen beim Frühstück 3 Eier unter sich und jeder erhält ein ganzes Ei. Wie ist das möglich? (Großvater, Vater und Sohn!)

13. 4 Hühner und 4 Schweinchen, zusammen wieviel Beinchen? (24!)

14. Auf einem Weihnachtsbaum sind 10 weiße und 5 rote Kerzen. Welche brennen länger? (Keine! Alle brennen kürzer!)

15. Ein Ei kocht 5 Minuten. Wie lange müssen 8 Eier kochen? (5 Minuten!)

16. Ein merkwürdiger Dackelhund! Er hat 2 Vorderbeine, 2 Hinterbeine, 2 linke Beine und 2 rechte Beine. Wieviel Beine hat er? (4!)

17. Seltsame Zaubertafeln! (Magische Quadrate.)

4	8	3
9	5	1
2	7	6

16	3	2	13
5	10	11	8
9	6	7	12
4	15	14	1

1	35	34	3	32	6
30	8	28	27	11	7
24	23	15	16	14	19
13	17	21	22	20	18
12	26	9	10	29	25
31	2	4	33	5	36

Wir zählen zusammen von links nach rechts (jede Reihe für sich!), von rechts nach links, von oben nach unten und von unten nach oben, dann schräg von einer Ecke zur andern, kreuz und quer, hin und her. Da staunt ihr!

18. „Wieviel Schafe hütest du?" fragte ein Neugieriger einen Schäfer. „Hätte ich das Siebenfache meiner Schafe", sagte schlagfertig der Schäfer, „und dich dazu, so hätte ich 400 Schafe." (Wir rechnen „rückwärts": Von 400 den Neugierigen ab, bleiben 399 Schafe. Diese Zahl stellt das Siebenfache der wirklich vorhandenen Stückzahl Schafe dar. Das Einfache ist dann der 7. Teil von 399 gleich 57. Der Schäfer hütet also 57 Schafe!)

19. Karl gab von seinen Nüssen 20 an Fritz ab. Jetzt hatte jeder 1 Schck. Nüsse. Wieviel hatte jeder vorher? Ausrechnung: Auch wieder „von hinten" anfangen! Wir erkennen, beide zusammen haben 2 Schck. = 120 Stck. Nüsse! Zu gleichen Teilen hätte Karl 60 Stck. und Fritz 60 Stck. Da Karl 20 Stck. an Fritz abgab, hatte er 20 Nüsse mehr als Fritz. Also 80 Stck. Dann verbleiben für Fritz 40 Stck. (120 — 80!) Ergebnis: Karl hatte 80 Nüsse, Fritz 40. Stimmt das?

20. Ich ging von Kottbus nach Kalau. Da begegneten mir 2 Frauen. Jede trug 2 Körbe. In jedem Korb waren 2 Paar Tauben. Wieviel Tauben wurden nach Kalau getragen? (Gar keine! Die Lösung dieser Aufgabe ist gegeben, wenn wir über den Sinn des Wortes „begegneten" nachdenken. Die Frauen gingen also entgegengesetzt meiner Richtung, nämlich von Kalau nach Kottbus! Die Tauben wurden nach Kottbus getragen — nach Kalau? — gar keine!)

21. In einer Mühle ist der Müller mit seinem Hund. Die Mühle hat 7 Ecken, in jeder Ecke sitzen 7 Katzen, jede Katze hat 7 Junge. Wieviel Füße sind in der Mühle? (2, nämlich die des Müllers! Hund und Katze haben keine Füße, sondern Pfoten!)

22. 50 Rpf mal 50 Rpf = 2500 Rpf
½ RM mal ½ RM = ¼ RM = 25 Rpf

Aus der Bruchrechnung wissen wir, wie Bruch mal Bruch gerechnet wird (Zähler mal Zähler, Nenner mal Nenner!). Also stimmt die obige Rechnung zahlenmäßig. Wo liegt der Widerspruch? Antwort: Der Vervielfacher darf keine benannte Zahl sein! Die Aufgabe ist also falsch geschrieben. 50 Rpf mal 50 ist etwas ganz anderes als ½ RM mal ½!)

23. Ein Betrüger kauft von einem Schuhmacher ein Paar Stiefel für 14 RM und legt einen Zwanzigmarkschein hin. Der Schuhmacher wechselt beim Nachbar den Schein und gibt nun dem Betrüger 6 RM heraus. Nachher entdeckt der Nachbar, daß der Zwanzigmarkschein falsch ist. Der Schuhmacher zahlt selbstverständlich 20 RM richtiges Geld an den Nachbar zurück. Wie groß ist der Gesamtschaden des Schuhmachers? (20 RM! Nämlich: 1 Paar Schuhe = 14 RM! Zuzüglich 6 RM herausgegebenes Geld!)

24. Ein reicher Graf ließ seinem Pferde die beiden Vorderhufe beschlagen. Der Schmied hatte einen listigen Gesellen. Der sagte zum Grafen: „Gebt mir für den ersten Hufnagel 1 Rpf, für den zweiten 2 Rpf, für den dritten 4 Rpf und für jeden folgenden immer das Doppelte des vorigen." „Wenn's weiter nichts ist", sagte der Graf geringschätzig, „die Kleinigkeit!" Und doch wunderte er sich über die Summe, die er für die 16 Hufnägel bezahlen mußte. Wieviel war das? (655,35 RM! Nachrechnen!)

So, ihr Jungen und Mädel, ein andermal mehr davon. Ich hoffe, daß euch unsere heutige Rechenstunde das gewesen ist, was sie sein sollte: Allerlei lustige Kurzweil zur frohen Laune in euern Sommerferien, wenn einmal längere Zeit „schlechtes Wetter" ist.

Willy Kranz

Schule

Hubertendorf, die erste Na

Von Johannes Otto

Fatale Erinnerungen werden wach; Erinnerungen an das „Pensionat“, an die „höhere Tochter“, an den „Blaustrumpf“ und an die sog. „Ersten Gesellschaftskreise“, in denen es zum „guten Ton“ gehörte, daß „man“ — soweit man weiblichen Geschlechts war — eine höhere Schule besucht und in einer Pension (wenn möglich einer schweizerischen oder südfranzösischen) den gesellschaftlichen Schliff erhalten hatte.

Doch — sehen die Mädchen auf den nebenstehenden Bildern den blassen Pensionspflänzchen von einst ähnlich, oder steht zu erwarten, daß sie sich zu dem gefürchteten Blaustrumpftyp entwickeln? Ganz gewiß nicht. Was uns da anschaut, sind frische, gesunde Mädchengestalten, und die Beschäftigungen bei denen sie das Objektiv des Photographen erwischte, haben wirklich mit dem ätherischen Pensionsgetue nicht die geringste Aehnlichkeit. Aber auch nicht mit dem burschikosen Gehabe jener Vertreterinnen eines neuen weiblichen Typs, der mit Nagelschuhen im Gleichschritt durch die Straßen stampfte und jeder fraulichen Lebensäußerung als einer überlebten Form den Kampf ansagte.

Mädchen sind es, und nichts als Mädchen wollen sie sein, die uns hier bei der Arbeit gezeigt werden. Mädchen allerdings, die ein Ziel kennen, und das heißt: die deutsche Frau. Und sie kamen auf die Nationalpolitische Erziehungsanstalt, auf die erste und z. Zt. noch einzige im Großdeutschen Reich, in Hubertendorf, dem ehemaligen, jetzt beschlagnahmten Starhemberg-Schloß an der Ybbs, um dort zu deutschen Frauen erzogen zu werden.

Mit der Gründung einer Nationalpolitischen Erziehungsanstalt für Mädchen hat man der idealen Erziehung der Jungmannen in den „Napolas“ (S. Heft 11 der REW.!) ein natürliches Gegenüber geschaffen. Hier werden — wie dort — Jugendliche, die man aus allen Kreisen des Volkes ohne Rücksicht auf Stand und Herkunft einzig und allein nach rassischen, charakterlichen Gesichtspunkten und auf Grund ihrer körperlichen und geistigen Fähigkeiten auswählte, zu deutschen Menschen erzogen. Zu Frauen, die „Haltung“ zeigen, die nicht nur selber jeder Lebenslage gewachsen sind, sondern darüber hinaus durch ihr Beispiel Richtungsweiser zu einem überpersönlichen, auf das Volk und das Reich ausgerichteten Leben, die Führerinnen sein können.

Wie in den „Napolas“ für Jungen ist die Gemeinschaftserziehung als ein wesentliches Moment der charakterlichen, sozialen und auch der geistigen Heranbildung in den Gesamterziehungs-

… des Lebens

Nationalpolitische Erziehungsanstalt für Mädel

Aufnahmen: Dr. H. Weißkamp

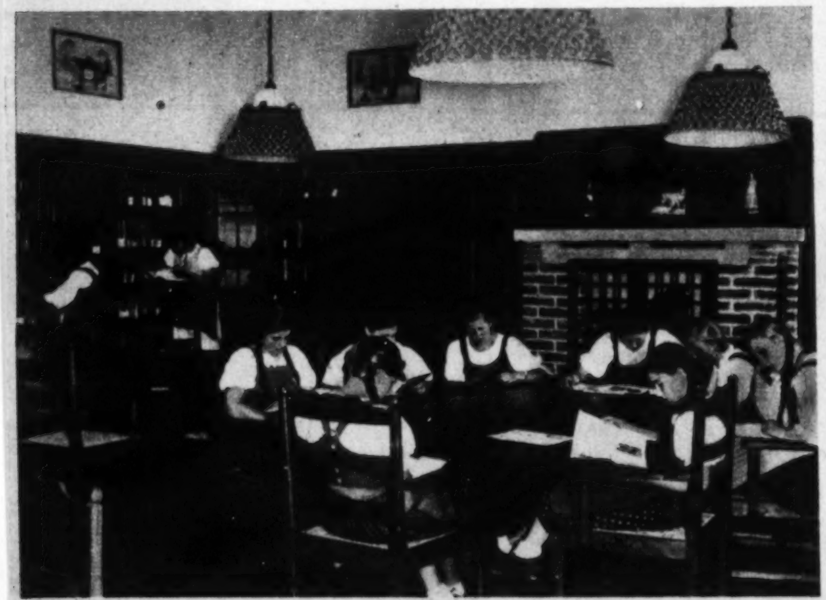
plan eingebaut worden. In ihm hat auch der Unterricht, der sich im wesentlichen auf die Fächer einer Oberschule für Mädchen erstreckt und deren Ziel erreichen will, seinen Platz, und auf all den alten und neuen Unterrichtsgebieten wird in Hubertendorf fleißig gearbeitet.

Zu der vielseitigen geistigen Erziehung tritt die sorgfältige Durchbildung des Körpers, bei der das klassische Ideal der Harmonie von Geist und Körper als Vorbild gilt. Pflege der Musik und des Kunstverstehens ergänzen den Unterricht und fördern die Gemütsbildung.

Bewußt und abweichend von jeglichem Ueberkommen wird die Lebensaufgabe der Frau in den Mittelpunkt der Erziehungs- und Unterrichtsarbeit gestellt. Frauliches Werken in Küche, Keller und Garten, am Bügelbrett und Schneidertisch, vor allem aber die fraulichste aller Aufgaben, die Volkspflege am Kinde, stehen in Hubertendorf erkennbar obenan. Das Leben selber ist hier der Lehr- und Lernstoff, und wenn man diese Anstalt eine „*Schule des Lebens*" genannt hat, dann in erster Linie wegen dieser „Unterrichtsfächer".

Pflicht und Arbeit bestimmen den Tageslauf auf dieser Schule, Schlichtheit und Einfachheit die Lebensführung. Dennoch kommen Herz und Gemüt zur freien Entfaltung und Heiterkeit und Lebensfreude sind die guten Geister, in deren Obhut in Hubertendorf ein glückliches und starkes Frauengeschlecht heranwächst als *Typ der deutschen Frau*, die dem deutschen Mann als Gefährtin und Helferin in seinem Kampf um Deutschland treu zur Seite steht.

Das deutsche Erziehungswesen aber wurde durch die Einrichtung der ersten „Napola" für Mädchen um eine Erziehungsstätte bereichert, deren wegweisende Bedeutung erst die kommende Generation ganz ermessen wird.



Die Kindergärtnerin

Drei wichtige Frauenberufe teilen sich heute darein, die Mutter in der Aufzucht, Pflege und Erziehung ihrer Kinder zu beraten und zu unterstützen: die Säuglings- und Kinderpflegerin für die ersten Lebensjahre, die Kindergärtnerin für die Zeit zwischen vier und sechs, die Lehrerin für das schulpflichtige Kind. Dabei ist die Säuglings- und Kinderpflegerin natürlich fast vollständig auf die gesundheitspflegerische Betreuung eingestellt, die Lehrerin hauptsächlich auf die erzieherische und unterrichtliche; die Kindergärtnerin, die für ältere Kinder gelegentlich als Hortnerin tätig ist, muß schon pflegerische wie erzieherische Fähigkeiten fast gleichmäßig in sich vereinigen. Das macht ihren Beruf vielseitig und interessant, aber auch besonders verantwortungsschwer. Als der Kindergarten noch eine rein städtische Angelegenheit war und mehr auf die zeitweise Beschäftigung der Kinder ausging als auf ihre vollkommene leiblich-seelische Betreuung, da war die Kindergärtnerin in erster Linie „Spieltante" und nebenher auch wenig Erzieherin; heute, wo so viele Mütter in ganztägiger Berufsarbeit stehen, muß die Kindergärtnerin auch von der Kleinkindnahrung, der körperlichen Kleinkindpflege, der Kleinkindgymnastik und ähnlichen Dingen wissen — ja mehr, sie muß auf allen diesen Gebieten praktische Erfahrungen haben und es der Mutter, die davon vielleicht noch wenig gehört hat, sogar vormachen können. Genau so, wie es, mit bestem Erfolge, die geschulte Säuglingspflegerin seit Jahrzehnten der Mutter zeigt und vormacht. So „niedlich" ein gut gehaltener Kindergarten für den außenstehenden Gast ganz gewiß aussieht, er ist doch viel weniger eine ästhetische Sache als eine ungemein praktische Arbeitsstätte!

Um Kinderseelen erziehen und bilden zu können, muß sich das junge Mädel, die Kindergärtnerin werden will, zuerst selbst erzogen und geformt haben. Darin und in dem allmählichen Hineinwachsen in die praktische Erfahrung liegt der Hauptsinn der Seminarjahre. Der Schulbildung und den Jahren vor dem Seminar nach gibt es zwei Wege, die zu dieser Berufslaufbahn hinführen: das Mädel kann mit Abschluß einer anerkannten Mittelschule oder eines Lyzeums und einem Jahr hauswirtschaftlicher Praxis in einem Haushalt mit Kindern (ein halbes Jahr davon kann auch im Wirtschaftsbetrieb eines Kinderheims abgeleistet werden), d. h. mit 17 Jahren unmittelbar ein Seminar für Kindergärtnerinnen besuchen; oder das Mädel kann, wozu sie zunächst nur Volksschulabschluß, später aber noch die „schulwissenschaftliche Prüfung" braucht, Kinderpflegerin werden und dann nach einer längeren Praxis als Helferin in Kindergarten oder Kinderheim einen Nachschulungskurs an einem Seminar für Kindergärtnerinnen durchmachen. Die Mädel, die diese zweite Möglichkeit wählen, kommen gewöhnlich erst zwischen 20 und 25 ins Seminar, was keineswegs ein Nachteil ist. Im Gegenteil kann auch denen von Mittelschule und Lyzeum nur geraten werden, der wenigstens einjährigen hauswirtschaftlichen Praxis, die für die Aufnahme ins Seminar **Bedingung** ist, einige Praxis als Helferin in einem Kindergarten oder in einem Kinderheim folgen zu lassen und dann schon etwas reifer ins Seminar zu gehn.

Die zweijährige Seminarzeit ist so eingeteilt, daß die Schülerinnen bereits im ersten Halbjahr in Kindergärten mithelfen, im dritten Halbjahr aber eine Vierteljahrspraxis in einem Kinderheim mitmachen; die übrige Zeit wird in praktischer wie theoretischer Lernarbeit verbracht. Anatomie und Körperlehre ergänzt und verbindet sich mit praktischen Uebungen in Körperpflege, Gymnastik, Massage; Ernährungspraxis und Ernährungslehre laufen nebeneinander her. Werkunterricht, Volkstanz, Singen und Musizieren gehen dem Unterricht in Erziehungslehre, Kindergarten-, Hort- und Heimkunde, Jugendliteratur und selbstverständlich nicht zuletzt der nationalpolitischen Erziehung parallel. Wo, wie im „Reichsseminar für Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen der NS.-Volkswohlfahrt", die Schülerinnen auch miteinander wohnen und mit ihren Lehrerinnen in gemeinsamer Kameradschaft leben, da ergibt sich das Ineinander von Praxis und Theorie auf **allen** Unterrichtsgebieten in einer idealen Weise. Auch wer später nicht selbst wieder in einem Heimbetrieb, sondern in einem „freien" Kindergarten arbeiten will, wird doch in diesen zwei Jahren des engen, kameradschaftlichen Zusammenlebens und Auf-

Reifengymnastik im Kinderheim des Reichsseminars für Kindergärtnerinnen in Steinatal bei Ziegenhain (Bez. Kassel)

einanderangewiesenseins sehr viel starke Kräfte in den Beruf mitnehmen und wird die formende Gewalt des Zusammenlebens einmal sehr deutlich an sich empfinden. Wer das aber nicht an sich erfahren möchte, sollte lieber nicht Kindergärtnerin werden.

Es versteht sich wohl von selbst, daß der Beruf der Kindergärtnerinnen nur von einem Mädel in gutem gesundheitlichen Stande gewählt werden darf. Die körperliche Anstrengung wird leicht unterschätzt. Der Beruf ist gewiß ein gesunder Beruf — für gesunde junge Menschen. Nervösen, stark Kurzsichtigen oder stark Schwerhörigen, ausgesprochen Schwächlichen kann dieser Beruf nicht geraten werden; Lungen- und Herzschwachen ist er verboten. Ein amtsärztliches Gesundheitszeugnis, kurz vor Beginn des ersten Seminarjahres ausgestellt, muß diese gesundheitliche Eignung bestätigen. — Auch geistig darf der Beruf der Kindergärtnerin nicht unterschätzt werden: er stellt allerhand Ansprüche. Es kommt bei ihm freilich nicht auf eine ausgesprochen wissenschaftliche oder künstlerische Begabung an, sondern mehr auf einen praktischen Sinn, aber es ist doch eine Menge zu lernen in den knappen zwei Seminarjahren. Die stärksten Ansprüche indessen stellt der Beruf an den Charakter, an die seelische Einfühlungskraft. Nur ein kameradschaftlicher, aufgeschlossener, fröhlicher, aber trotzdem seiner großen Verantwortung voll bewußter junger Mensch darf als Kindergärtnerin mitarbeiten an der Betreuung des wertvollsten Volksgutes, das wir haben.

Eine Frage wird die Eltern eines Mädels, die Kindergärtnerin werden möchte, vielleicht noch beschäftigen: kann man denn sein Leben lang Kindergärtnerin bleiben? Darauf ist zu antworten, daß nur junge Menschen diesem Beruf ganz genügen. Aber es gibt der Aufstiegsmöglichkeiten genug. Zunächst heiratet ja eine sehr große Zahl aller Kindergärtnerinnen, besonders die auf dem Lande; dadurch zum Teil entsteht gerade der so große Bedarf in diesem Beruf. Es ist nun aber mit der Ausbildung der Kindergärtnerin so, daß nichts davon verloren ist, wenn das Mädel nach einigen Jahren heiratet; denn dieser Beruf ist, vor allem in der Art, wie er heute

ausgeübt wird, eine der besten und glücklichsten Vorbereitungen für die spätere Ehe und Mutterschaft. Wer aber im Berufe bleibt, dem bietet sich zunächst — über ein weiteres Seminarjahr nach entsprechender Praxis — der Aufstieg zur J u g e n d l e i t e r i n und damit nicht nur die Befähigung zur Leitung von Kinderheimen, Kindererholungsstätten usw., sondern ebenso auch für organisatorische Stellungen in der NSV, in entsprechenden Dienststellen der Reichsfrauenführung usw. Ueber die Soziale Frauenschule ist der Beruf der V o l k s p f l e g e r i n in der Jugendfürsorge für die erfahrene Kindergärtnerin erreichbar und damit auch wieder die verschiedensten Stellungen. Je nach der besonderen Begabung und Neigung ergeben sich also weitere Berufslaufbahnen genug.

Für das junge Mädel aber ist der Beruf der Kindergärtnerin sicherlich einer der schönsten Berufe, die sie nur überhaupt ergreifen kann. Er gibt sehr bald eine hohe Selbständigkeit, wendet sich an den ganzen Menschen und läßt daher auch alle Kräfte, alle Möglichkeiten fraulichen Tuns zur vollen Wirkung kommen.

Hans Hajek

Die Aufnahmen aus dem Reichsseminar für Kindergärtnerinnen in Steinatal stellte uns die NSV. zur Verfügung.

Wie verwenden die Jungen ihr Taschengeld?

Der Direktor der Oberschule für Jungen hatte allen Grund, um die Gesundheit seiner Schüler besorgt zu sein. Von Tag zu Tag mehrten sich die Fälle des Fernbleibens vom Unterricht wegen Erkältung, Magen- und Darmkatarrh. Fast täglich erbrachen sich mehrere Schüler unvermittelt während des Unterrichts, andere saßen mit blassen Gesichtern teilnahmslos in den Bänken.

„Was ist denn nur los mit euch?"

Achselzucken! Sie geben vor es nicht zu wissen.

Ein Anruf beim Leiter der Volksschule ergibt leider die Bestätigung. Die gleichen Erscheinungen zeigen sich in steigendem Maße auch bei den Volksschülern.

Das geht nicht mehr mit rechten Dingen zu, sieht fast nach einer ansteckenden Krankheit aus. Hier kann nur eine eingehende Untersuchung Klarheit schaffen.

Sie bringt die Ursachen der Erkrankungen auch rasch an den Tag. Einerseits viel harmloser als man anfangs befürchtete, andererseits aber deckt sie die nicht ungefährlichen Hintergründe auf: leichtfertiges Vernaschen des Taschengeldes als Folge jugendlicher Unbesonnenheit, Genußsucht und Nachahmungssucht. Alles Dinge, die den allzu sorglosen Eltern gewöhnlich verborgen bleiben.

Die Jungen hatten sich um ihr Taschengeld, über das die meisten von ihnen während des Krieges ziemlich reichlich verfügen, täglich öfter billiges Wasserspeise-Eis und Brauselimonadenpulver in Papierbeuteln gekauft. Letzteres lösten sie jedoch nicht etwa in Wasser auf, sondern saugten es mit dem beigegebenen Strohhalm einfach aus der Tüte. „Das brennt und schäumt so schön an Zunge und Gaumen!"

Die schädliche Wirkung der sonst harmlosen, hier aber oft und in konzentrierter Form eingenommenen Mischung auf Magen und Darm blieb auch bei keinem der Genießer aus.

Aehnlich verhielt es sich mit dem Eis. Schon in den kühlen Monaten April und Mai verzehrten es die Jungen in größeren Mengen. Die ersten Portionen bereits am Morgen vor Schulbeginn; während der großen Pause lief man auch heimlich über die Straße in das Eisgeschäft. Und nach Schulschluß, noch vor dem Mittagessen „inhalierte" man in den fast nüchternen Magen schnell wieder eine oder mehrere Eisportionen. Daß diese dauernde Unterkühlung des Magens nach stundenlangem Stillsitzen während des Unterrichts zu bedrohlichen Erkältungserscheinungen führen mußte, ist klar.

Die Schulleitungen fanden Mittel und Wege, den Unfug gründlich abzustellen. Damit hörten auch die Erkrankungen auf und mit ihnen die Sorge der Schulen um die Gesundheit der Kinder.

Für die Eltern bleibt aber immer die Frage offen: Wie verhüten und verhindern wir, daß unsere Kinder ihr Geld in nichtigen oder gar gesundheitsschädlichen und gefährlichen Dingen anlegen?

Die allen Erziehern auffallende Tatsache, daß ein Großteil der Kinder in der Kriegszeit über verhältnismäßig mehr Geld als früher verfügt, ist ein sehr erfreuliches Zeichen. Die Einkommensverhältnisse der deutschen Familien sind so, daß es nicht darauf ankommt, ob die Kinder mehr oder weniger verbrauchen!

Diese günstigen Auswirkungen einer wirklich sozialen Einkommensregelung sollen aber keine deutsche Mutter dazu verleiten, ihren Kindern mehr Geld zur freien Verwendung zu überlassen, als dieses aus erziehlichen und gesundheitlichen Gründen zuträglich ist und volkswirtschaftlich verantwortet werden kann.

Selbstverständlich wäre es verkehrt, unseren Jungen und Mädeln jegliche Näscherei, alle kleinen Genüsse streng zu verbieten. Irgend ein Ventil muß die jugendliche Unternehmungslust, das Wünschen und Begehren zur Erfüllung haben. Wer es vermag, gebe also seinen Kindern ruhig e t w a s Geld zum eigenen Verbrauch. Er verlange aber ehrliche Rechenschaft über die Verwendung des wöchentlichen Betrages, kontrolliere öfter gewissenhaft und gehe etwaigen Unstimmigkeiten unerbittlich nach.

Wo das entsprechende Vertrauensverhältnis zwischen Eltern und Kindern besteht, ist es trotz der kriegsbedingten Einschränkungen nicht schwer, ihre Einsicht auf den Kauf von gesunden und wertvollen Dingen zu lenken, wie Obst, Fruchtsäfte, wohlschmeckende Traubenzuckerplätzchen u. a. Es gibt ja auch noch die gewohnten Süßigkeiten, wenn sie auch nicht mehr alltäglich und in derartigen Mengen zur Schau angeboten werden wie einst. Das hat sogar sein Gutes, denn dadurch würde vielfach nur eine hemmungslose Naschsucht großgezogen. Zeigen wir unseren Jungen und Mädeln, welch billige begeisternde Kriegs- und Erlebnisbücher und -Hefte zu kaufen sind, wie man durch Zwecksparen auf kleine Geschenke an Soldaten, Eltern, Freunde viel Freude zu bereiten vermag, wie man sich selbst unvergeßliche Erlebnisse verschafft, wenn man versteht, seine Ersparnisse für kleinere oder größere Wanderfahrten zusammen zu halten.

Eltern, denen es bisher gelungen ist, ihre Kinder von kleinauf zum vernünftigen Sparen anzuleiten, werden auch jetzt die Freude erleben, daß ihre Kinder fast alle ihr Groschen unaufgefordert der Sparbüchse anvertrauen. Sie opfern die kleinen nichtigen Augenblicksgenüsse gerne der künftigen Erfüllung eines großen Wunsches.

F. Baumeister

Mütter schreiben uns . . .

„L ü g e n . . . ?"

Im letzten Heft schildert die „Reichs-Elternwarte" in mehreren Beispielen, daß die Kinderlüge etwas ganz anderes ist, als die zweckmäßige Lüge der Erwachsenen. Hierzu möchte auch ich einige Beispiele schildern:

Die achtjährige Lotte kommt atemlos aus der Schule gelaufen. „Warum bist du denn so gerannt, Kind? Hat dich jemand erschreckt? Du bist ja so verängstigt!" — „Ach, liebe Mutter, es kam ein so großer Wolf hinter uns her. Die Gretel, die Erna, die Hilde und ich, wir rannten, was wir konnten, und als wir beim Kaufmann vorüberkamen, da rannten wir alle ins Haus rein und gleich durch die Hintertür auf den Hof. Und dort standen Säcke und Kisten, und da wollten wir uns schnell verstecken. Aber der Wolf kam immer hinterher, und da fand er uns gleich. Er hat dann zuerst die Hilde und dann die Grete und dann die Erna aufgefressen. Und ich war so erschrocken, und da habe ich laut geschrien, da ist er fortgerannt, und jetzt bin ich hier. Wo der Wolf geblieben ist, weiß ich nicht. Vielleicht wartet er unten vor dem Hause."

Diese „unglaubliche" Geschichte ist mir einmal von meinem Kinde mit großem Ernst vorgetragen worden. Unter den vielen Müttern, die unsere „Reichs-Elternwarte" lesen, wird es deren übergenug geben, die zuweilen staunen müssen über

unglaubliche Dinge, die ihre Kinder zusammenphantasieren. Ich sage absichtlich „phantasieren" anstatt „lügen", denn es wäre ganz falsch und ungerecht, diese Erzählungen als Lügen abzustrafen. Das lebhaft empfindende Kind steigert sich leicht so maßlos in seine Schilderung hinein, daß ihm die Unwahrheit gar nicht zum Bewußtsein kommt; es ist eigentlich unschuldig. Natürlich gibt es auch phantasiearme Kinder, denen jede Art der Uebertreibung völlig fern liegt.

Was sollen wir in solchen Fällen tun? Sollen wir tun, als ob wir die ganze Geschichte glauben? Wäre nicht ein gehöriger Klaps am Platze? Nein! Beides wäre falsch. Aber die Mutter muß diese Regung des kindlichen Geistes natürlich als eine verderbliche ansehen und darf das Unkraut nicht wuchern lassen. Sie tut am besten, wenn sie dem Kinde erst einmal aufmerksam zuhört und dann in großer Ruhe und recht liebevoll mit dem Kinde spricht und Zug um Zug seiner Geschichte als Irrtümer ausklärt. Freilich, nicht gleich der erste Versuch wird den gewünschten Erfolg haben. Das Kind wird zwar nicht nachlassen, Aehnliches zu berichten, aber es wird in Zukunft doch mehr zurückhaltender sein und seine Worte abwägen.

Man erlebt da mitunter Erstaunliches! Als ich meiner Lotte damals zu beweisen versuchte, daß sie sich geirrt habe, denn die angeblich vom Wolf „aufgefressenen" Kinder führen unten auf der Straße ja Schlitten, da sah sie mich ganz erstaunt an und sagte: „Da weiß ich wirklich nicht, wie das möglich ist!"

Etwas anders ist es um die bewußte Lüge. Ich denke da an zwei liebe, nette Kinder, Christa und Achim. Die Mutter ist fortgegangen, und um sie zu überraschen, lassen die Kinder ab vom Spiel und gehen daran, das Kaffeegeschirr zu spülen und fortzustellen. Aber, o Schreck! eine Tasse fällt herunter, in tausend Scherben! Die Tränlein fließen, bei Christa aus Angst vor der scheltenden Mutter, bei Achim aus Mitgefühl mit der etwas älteren Schwester. Was tun? Langsam hellen sich die Gesichter auf. Es sind ja noch so viele Tassen da, also wird es schon gar nicht auffallen, wenn sie die zerbrochene Tasse aus der Welt schaffen. Die Scherben werden gesammelt und nicht etwa in den Ascheneimer, sondern unten im Hof in den Aschenbehälter geschüttet. So kann die Mutter nichts merken — und sie merkt vorläufig auch nichts. Sie kommt nach Hause, sieht die blank geputzte Küche und lobt ihre „guten Kinder". Aber halt! Etwas kann da nicht in Ordnung sein; Christa und Achim sind so kleinlaut und scheu und schauen die Mutter gar nicht so recht an. Und dann — beim Abendgebet, da kommt's heraus —: „Hab ich unrecht heut getan ..." Da purzeln die Tränen, da beichten sie der Mutter. Und sie? Sie tut das, was eine rechte Mutter hier tun muß: sie verzeiht, sie beruhigt und tröstet. Und sie sagt zu den Kindern: „Daß euch die Tasse entzweigegangen ist, dafür strafe ich euch nicht — auch große Leute zerschlagen manchmal etwas —, aber daß ihr es mir nicht gleich gesagt habt, sondern alle Spuren vertilgtet, um es zu verschweigen, das macht mich sehr traurig. Kinder, wenn ihr etwas Dummes getan habt, dann müßt ihr gleich zu eurer Mutti kommen und es ihr sagen, dann wird alles wieder in Ordnung gebracht. Wenn ihr mich oder den Vater aber belügt und zu täuschen versucht, dann könnte ich gar nicht mehr gut sein." So und ähnlich spricht sie, und die Kinder versprechen mit erleichtertem Herzlein dankerfüllt, daß sie absichtlich nie wieder eine Täuschung versuchen wollen. Sie haben begriffen, daß Täuschung und bewußte Lüge ein und dasselbe sind.

Frau G. G.

Hochzeit! Hochzeit!

Erzählung von Arnold Ulitz

Zeichnungen von F. Wölnberg

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1940 by Friedrich Stollberg Verlag, Merseburg a. d. Saale

10. Fortsetzung.

Aber der Witz war ja der, müßt ihr wissen, der Schuster saß in seinen eigenen Zwecken, denn eine Viertelstunde vorher hatte sie der Elias beim Schuster kaufen lassen."

Nein, das war ja wirklich wunderbar. Sie lachten unendlich und Frau Cibulka mußte sich setzen, so sehr lachte sie, und die Tränen liefen ihr über die blanken, roten Backen. Nein, nein!

„Jesus!" sagte Helene, „die Wilden aus Amerika sind da!" und freute sich schon auf Herrn Swierzina.

In der Stube mahnte Bronislawa Kotulla mit ernstem Ton: „Die Leute müssen gleich kommen, es wird wohl besser sein, wenn ..." — „Erst zahlen!" lachte Pfarrer Biala, der zum Schluß doch Sieger geblieben war, und kassierte von Hochwürden 25 Pfennig, von Amtsbruder Kiok 9 Pfennig ein. Pfarrer Kiok gab ihm ein 10-Pfennigstück, und Amtsbruder Biala gab ihm langsam ein Pfennigstück heraus.

Franzeck erwachte und stammelte: „Nu, ich hab' wohl gar geschlafen?" Da brauste es schon ganz nah vor dem Hause: „Hochzeit! Hochzeit!", und er kratzte sich am Kopf und sagte lächelnd: „Ach, richtig! Jetzt weiß ich erst wieder: „Hochzeit! Hochzeit!"

Der erste Gang des Abendessens war der Gulasch, den man nach Wanjuras Bier recht gut vertragen konnte, und der mit seinem Paprika schon wieder Durst auf neues Bier machte. Er schmeckte allen ausgezeichnet, sogar der Feinschmeckerin aus Breslau. Einzig dem Bäuerlein Ciaja schien er nicht zu munden, denn er nahm nur ein paar Gäbelchen voll, vielleicht war's ihm auch peinlich, in der Herrschaftsstube zu sitzen, doch es ging nicht anders, in der Scheune war es ihm abends zu kalt. Dafür fehlte von den marianischen Jungfrauen Olga Wanjura, weil es ihr in der Stube zu heiß war, und Mariechen Kafka hatte empörte Gedanken.

Franzek war untröstlich, daß der alte Ciaja nichts aß, und redete ihm dermaßen laut zu, daß Frau Ruda sich wieder einmal die Ohren zuhielt, aber das Bäuerlein lächelte verschmitzt und sagte: „Bauch will ausruhen!" — „Nimm dir ein Beispiel daran", scherzte Hochwürden zum Amtsbruder Biala hin, der aber antwortete: „Ich darf unsern Hausherrn nicht beleidigen, eher esse ich mich krank. Gottlob, daß heut nicht Freitag ist!"

Als der Gulasch noch nicht völlig bewältigt war, trat der Kaplan ein und grüßte nach allen Seiten. Dem Hausherrn zwinkerte er zu, und Franzek nahm aufatmend einen gewaltigen Schnaps. „Wo waren Sie nur die ganze Zeit?" fragte Hochwürden Globisch. „Wir haben Sie alle vermißt!" In Wahrheit hatte ihn nur Mariechen Kafka vermißt, und sogar die andern marianischen Jungfrauen waren längst nicht mehr zufrieden mit dem schwärmerischen Anschauen eines schönen Kaplans, sondern freuten sich schon auf die Rückkehr nach Wanjuras Gasthaus und auf den Tanz mit ungeweihten Burschen. Das Bäuerlein meckerte ganz laut vor Freude, weil sein Sohn wieder da war, und man redete ihm noch einmal zum Gulasch zu. Der Kaplan selber drängte ihn: „Iß doch, Vater!" Da machte ihm der Alte ein Zeichen, das der Sohn auch gleich verstand. Er neigte sich hinunter, und das Bäuerlein sagte ihm leise, freilich nur so leise, wie eben ein Schwerhöriger sich auf leises Sprechen versteht, ins Ohr: „Ich will mir doch den Hunger nicht verderben, Karlik, es gibt ja noch Krupnioki, ich hab's gerochen!" Und der Kaplan lachte hell und laut, kein Mensch hätte geglaubt, daß er so hübsch lachen konnte. Er streichelte des Alten Hand, nickte ihm zu und lachte; ach, er lachte so schön! Sekundenlang hoffte Mariechen Kafka, er habe die Weihen vielleicht doch noch nicht empfangen, und saß, das Mündchen voll Gulasch, ohne zu kauen, doch dann entsann sie sich der Notiz im Ratiborer Anzeiger. Ach, ach, ach, Karl Ciaja hatte die erste Messe gelesen, alles war vorbei.

In der andern Stube schrien sie wieder einmal: „Hochzeit! Hochzeit!" und obwohl Frau Ruda ziemlich scharf äußerte, daß man es ja jetzt eigentlich wirklich schon wisse, daß Hochzeit sei, schrie auch die Herrschaftsstube mit, und Buchta ließ Tusch blasen.

Die stillsten Leute an diesem ganzen Tage waren Klara und Josef Mazuga. Klara hatte die engen Schuhe unter dem Tisch abgestreift, es war eine Labsal, in Strümpfen zu sitzen, und es grauste sie schon jetzt vor dem Tanzen bei Wanjura.

Veronika und Helene kamen mit sonderbaren Flaschen, mit leeren Flaschen, nur daß Kerzen in den Flaschenhälsen steckten. Es gab keinen Strom, da die Mühle nicht lief, und Frau Ruda hätte sich über die ulkige Beleuchtung totlachen können. Sie fragte Herrn Bahnmeister Kafka, wieso es keinen Strom gebe, wenn die Mühle nicht laufe, und er wußte es nicht, auch Förster Gnilka versagte, und der Tankstellenwärter Mraczek, von dem alle überzeugt waren, er müsse es wissen, tobte in der andern Stube mit seinem Baß: „Hochzeit! Hochzeit!"

In der Scheune dämmerte es schon sehr. „Wir werden hier im Dunkel sitzen", sagte Willusch, „da muß der Mond die Lampe sein, na, auch ganz schön!" Dabei wußte er genau, daß Mutter Kosiol alle Stalllaternen im Dorf zusammengeborgt hatte, aber es drängte ihn gar so sehr, vom Dunkeln zu sprechen. „Wenn's auch noch so dunkel ist", sagte Paula Pokorny, die ihrer Mutter zum Trotz nicht in die Herrschaftsstube mitgegangen war, „deinen Mund wirst du ja noch finden, du Vielfraß." „Und deinen vielleicht auch!" antwortete er. Das war ein echtes Willuschwort, und es zündete.

Olga Wanjura erschauerte. Alois spürte ihre Hand in der seinen zittern und sprang auf, der Studiosus der Theologie, und rief: „Hochzeit! Hochzeit!" Er machte seine

Sache gut, er hatte gar keine Aehnlichkeit mit dem milden Karlik Ciaja, sondern war ein feuriger Kerl, seht nur, seht nur!

Im Scheunentor erschien Fritz Woitinek, lächerlich wankend, so daß man meinen konnte, er mache Ulk, hob den rechten Zeigefinger und lallte: „Will mal erklären, wieso kein Strom ist, wenn Mühle nicht läuft, will mal . . .“ Er hatte es in den beiden Stuben auch schon fortwährend erklärt, und Franzek hatte ihn heruntergeschickt, daß er's nun auch der Scheune klarmache, aber Olga verdarb ihm alles. Sie machte eine Bewegung mit der Hand und sagte: „Der und was erklären, der Besoffene!“ Alois bebte vor Spannung. Wenn jetzt Woitinek eine freche Antwort gäbe, dann würde er, stud. theol., sofort bei Semesteranfang in Breslau fechten lernen und sich den Lümmel vor die Waffe fordern, jedoch Woitinek sah das Mädchen nur glasig an, machte mit der Nase ein Geräusch wie ein Niesen und sagte müde: „Gut, wenn ihr mich nicht haben wollt, da kann ich ja schlafen gehen!“ „Gute Nacht, Herr Doktor!“ lachte Willusch, und der Student ging in den Obstgarten und legte sich ins Gras.

Hoho, jetzt kam Licht, jetzt kamen die Stallaternen. „Nicht an den Balken hängen!“ rief Willusch, „alle auf den Tisch!“ Das war sehr schlau von ihm, denn so geschah es, daß nur der Tisch beleuchtet war, aber über und hinter den Tafelnden die schönste Finsternis blieb. Das Essen war keine Hauptsache mehr, es wurde hastig erledigt, damit sich jede Dame möglichst bald wieder an ihren Herrn lehnen konnte. Hinter dem offenen Scheunentor lag schwarze Nacht über dem Hof, dem Misthaufen und der Jauchegrube. Plötzlich stand Hektor im Tor, und alle schrien, als sei er ein Höllentier. Er trottete schwermütig an der Scheunenwand entlang und grub sich ins Stroh.

Vom nächsten Gang, Fleischbrötchen mit Mohrrüben und Schoten, blieb viel Gemüse unberührt liegen, nur die Brötchen verschwanden blitzschnell. Hektor bellte aus der Finsternis, und der kluge Willusch, erriet, daß Franzek nahe. Geistesgegenwärtig schrie er: „Hurrah, der Brautvater kommt!“

und alsdann: „Hochzeit! Hochzeit!“ So kam es, daß Franzek kein einziges umschlungenes Paar mehr fand. „Wo ist denn Herr Scholz?“ fragte er. Ja, mein Jesus, der Briefträger Scholz war verlorengegangen. „Beim Gulasch hat ihn Herr Mraczek noch gesehen“, sagte Franzek und lächelte, denn von Mraczek wußte er auch, daß der Briefträger drei Portionen gegessen hatte. „Wissen Sie, Herr“, meinte Willusch, „er wird Platz machen für alles, was noch kommt!“ Hahaha, was wieder für ein guter Witz! Aber in Wahrheit lag Herr Scholz unter einem Pflaumenbaum und schlief, und die amtliche Ledertasche war sein Kopfkissen.

Bäuerlein Ciaja nahm vom zweiten Gange nur ein paar Schoten, während Pfarrer Biala die Schoten, wie er laut erklärte, wegen der Blähungen mied. Bronislawa Kotulla räusperte sich laut.

Und endlich kamen die Graupenwürste, die Krupnioki!

Sie waren in Butter gebraten und glänzten wie Kastanienknospen bei Frühlingsbeginn. Bauch und Rücken der Würste waren braun und prall und so spröde, daß manche geplatzt waren. Bei ihnen trat die Graupenfüllung heraus, verlockend voll Butter gesogen. Der alte Ciaja tat sich sofort vier Würste auf den Teller, und Franzek klopfte ihm auf den Rücken und sagte: „Das wußt' ich doch, Sefflik! Von früher her, weißt du noch, wie wir immer Krupnioki gegessen haben?“ Das Bäuerlein drehte sich nicht um, es brummte nur wollüstig. Es brauchte kein Besteck, sondern es steckte eine Wurst nach der andern in den Mund und saugte sie einfach aus. „Ich könnte mich totlachen!“ sagte Frau Kuda. Immerhin war der alte Ciaja nur ein Bäuerlein, aber auch der Förster und der Bahnmeister, der Herr Pokorny, ja sogar die Damen, wenn man Frau Gnilka, Frau Kafka und Frau Pokorny als Damen bezeichnen wollte, aßen die Krupnioki einfach aus der Hand, und da lachte Hochwürden Globisch behaglich und sprach: „Recht so! Nur so schmecken sie richtig!“ Und alle drei geistlichen Herren nahmen die Graupenwürste in die Hand und leckten sich nach jeder die Finger ab. Selbst Bronislawa räusperte sich nicht, sondern tat wie die Geistlichkeit, und Frau Smolka seufzte schwärmerisch: „O Jesus, wir Oberschlesier!“ und tat wie die andern. (Fortsetzung folgt)

O, diese Kinder

Das dreijährige Bübchen wird von seiner Mutter gerufen. Darauf antwortet der Kleine: „Ja, Mutti, was soll ich?“ — Mutter will diese Rückfrage sogleich zum Gegenstand ihrer Erziehung zur Höflichkeit machen und erwidert: „Bübchen, du mußt nicht sagen „Was soll ich?“, sondern du mußt sagen „Was wünschest du?“ Das hört sich viel schöner an!“ — Bübchen überlegt ein wenig, dann neigt er sich an das Ohr seiner Mutter und antwortet leise: „Ich wünsche mir ein Schaukelpferd.“

*

Peter sieht seinen ein Jahr älteren Bruder Heinz mit bekümmertem Gesichtsausdruck an, worauf Heinz fragt: „Weshalb machst du ein solch betrübtes Gesicht?“ — Worauf ihm Peter antwortet: „Ich bin traurig, weil ich einen so dummen Bruder habe.“ — Darauf packt Heinz sich den Peter, wirft ihn zu Boden und sagt drohend: „Wirst du das jetzt gleich zurücknehmen? Wenn nicht, bekommst du von mir eine Tracht Prügel, die sich gewaschen hat!“ — Peter überlegt nicht lange, sondern antwortet: „Gut, ich nehme das zurück. Ich bin also nicht traurig, daß ich einen so dummen Bruder habe.“ — Worauf er seine Wucht bezieht.

*

In der Geographiestunde behandelt der Lehrer die Mark Brandenburg. Nachdem die Klasse das Wesentlichste durchgenommen hat, fragt der Lehrer: „Wo gibt es außer der Mark Brandenburg noch eine Mark?“ — Worauf Peter, der sonst um Antworten sehr verlegen ist, so ziemlich als einzigster Schüler den Finger hochhebt. — „Nun, Peter, wo denn?“ fragt der Lehrer, erfreut, daß sich endlich auch einmal der Peter aktiv beteiligt. — „Im Portemonnaie!“

*

Hannelore kommt weinend zum Vater. „Ach, Papa, mit der garstigen Katze spiele ich aber niemals wieder.“ — Der Vater, der die geduldige Wesensart dieser Katze kennt, fragt ganz erstaunt: „Aber warum denn nicht, Hannelore? Ihr wart doch sonst immer so gute Freunde?“ — „Ach, das böse Tier hat ja Stecknadeln an den Füßen!“

*

„Mutti, heute war der Schularzt bei uns in der Klasse.“

„So, was hat er denn gemacht?“

„Er hat uns allen in den Hals geschaut.“

„Hat er etwas zu dir gesagt?“

„Nein. Ich habe ihm aber gleich gesagt, daß du mir den Hals immer von außen wäschst.“

*

Das gräßlichste in Irmchens jungem Leben sind die Schularbeiten. Mutti muß jeden Tag dabeisitzen und aufpassen, daß das Huschelchen auch nicht die Hälfte „vergißt“. Seufzend sagt Mutter eines Tages: „Ach, Irmchen, was wirst du nur machen, wenn du eines Tages mal deinen Kindern helfen mußt?“ — „Meinen Kindern brauche ich nicht zu helfen, die sind bestimmt klüger als deine“, versichert Irmchen im Brustton der Ueberzeugung.

*

„Du bist ein ganz ungezogenes Mädchen, Gerda. Schämst du dich denn gar nicht, so unappetitlich zu essen? Ich müßte dich eigentlich fortschicken, damit du gute Manieren lernst!“

„Kann ich die denn nicht zu Hause lernen, Mutti?“

*

Elschen malt ihre ersten Buchstaben, ungelenk und mit viel Schweiß. Seufzend meint sie dann: „Ach, Mutti, sieh, ich habe so kleine Hände und schreibe so große Buchstaben, und du und der Vati, ihr habt so große Hände und schreibt so kleine Buchstaben!“

*

„Mutti, jetzt weiß ich, warum die kleinen Kücken die Eierschalen durchpicken.“

„Nun, da bin ich aber gespannt, Trudchen, warum sie das tun.“

„Weil sie Angst haben, sie würden sonst mitgekocht.“

*

Der Vater will dem kleinen Karl begreiflich machen, was geizig und was sparsam ist.

„Also höre eimal her, Karl. Wenn dir Onkel Ferdinand eine Mark schenkt und ich gebe dir davon zehn Pfennige, den Rest von neunzig Pfennigen aber lege ich für dich zurück, was bin ich dann?“

Mit einem kurzen Seitenblick antwortet Karl: „Geizig!“

*

Erwin bringt ein Zeugnis nach Hause, das den berechtigten Unwillen des Vaters erregt.

„Schämst du dich denn gar nicht, dir von deinem Lehrer solch ein Zeugnis in die Hand drücken zu lassen?“

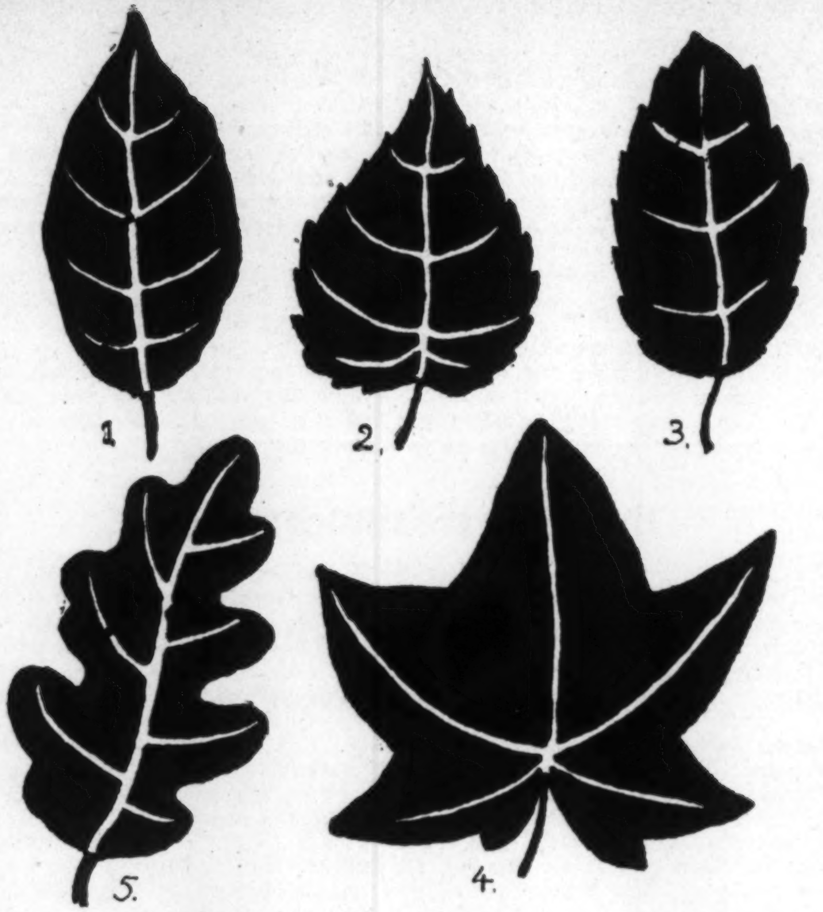
Erwin schluckt eine Weile, dann:

„Soll ich es vieder zurückbringen, Vater?“

*

Lehrer: „Es ist unglaublich, daß ein einzelner Mensch so viel haarsträubende Fehler in einem Aufsatz machen kann wie du!“

Fritzchen: „Das war kein einzelner Mensch; mein Vater hat mir dabei geholfen.“



Ergebnis unserer Preisaufgabe aus Heft 7/1941

Das war eine knifflige Sache mit den Spielern, die jeder acht Mark gewonnen haben, nicht wahr? Einer muß doch immer den Teil verlieren, den der andere gewinnt, so ist es doch? Diesmal war es eine sogenannte Intelligenzfrage, was heißen soll, daß da ein kleiner Haken bei war. Es handelte sich nämlich gar nicht um Skatspieler oder ähnliche, sondern um — Musikanten. Da staunt der Laie, und der Fachmann wundert sich, nicht wahr? Natürlich, werden viele von euch sagen, die danebengeraten haben oder sich auch heute noch den Kopf zerbrechen, natürlich sind Musikanten auch Spieler, denn sie spielen ja auf Instrumenten. Und das ist eine rechtschaffene Tätigkeit, viel wertvoller, als anderen das Geld abgewinnen zu wollen. Immerhin brachte mir der Postbote ganze Berge von richtigen Lösungen.

Hans Baecker in **Berlin** schickte mir als ganz pfiffiger Berliner die Lösung gleich in Reimform; sie lautet:

Die Spieler? Fritz, das wär gelacht,
die haben ja Musik gemacht.
Und dafür wurden sie entlohnt,
wie Musikanten das gewohnt.

Dafür habe ich ihm auch den ersten Preis in Höhe von 10 RM gegeben. Den zweiten Preis in Höhe von 5 RM gab das Los **Erika Buchholz** in **Danzig**. Auch die Bücherpreise mußte das Los bestimmen: **Herta Werk** in **Graslitz**, **Heinrich Raith** in **Zwiesel** (Bayrischer Wald), **Irmgard Schäfer** in **Kettwig**, **Gerhard Siemoneit** in **Gumbinnen**, **Erwin Lusa** in **Oberleutensdorf** (Sudetengau), **Rosalinde Bauereiß** in **Nürnberg**, **Harald Schulze** in **Hamburg-Bahrenfeld** und **Traude Barvir** in **Wien**.

Wie die Blätter ihre Formen bekamen

Ein Waldmärchen von Johannes Lange

Fritz war mit seinem Vater ein paar Stunden im Walde herumgestiegen und hatte gar vielerlei Schönes und Neues gesehen und erklärt bekommen. Am meisten hatten den Jungen diesmal die Laubbäume mit ihren verschiedenen Blattformen interessiert. Das war doch wirklich wunderbar, wie jede Baumart so ganz andere Blätter hatte. Manche große, manche kleine, die von der Birke hatte niedliche Zacken, die vom Ahorn wieder große Ecken, und die Eichenblätter waren fein ausgebuchtet. Fritz hatte sich von allen Sorten einige Blätter mitgenommen, er wollte sie zwischen Löschblättern pressen, um so mit der Zeit möglichst alle Arten zusammenzubekommen.

„Ehe wir heimgehen", meinte der Vater, „wollen wir uns hier auf die Bank setzen und uns von der großen Wanderung ausruhen. Sieh, dort zwischen den Bäumen leuchtet die untergehende Sonne." Und der Vater begann das schöne Lied von der „Goldenen Abendsonne" zu singen, Fritz stimmte sogleich mit ein. Danach wurde der Vater recht nachdenklich, während Fritz noch einmal seine Blätter durchsah.

„Hör zu, Fritz", sprach der Vater plötzlich, „ich will dir etwas erzählen. Hier auf der schönen Waldbank ist mir ein Geschichtchen eingefallen, ein Waldmärchen, das mir meine Mutter erzählte, als ich so alt war, wie du jetzt bist."

„Darum warst du wohl so nachdenklich, Vater?"

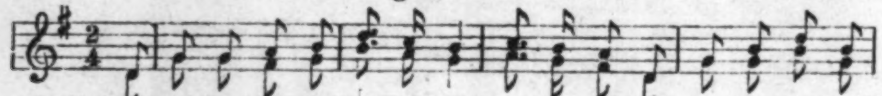
„Ja, ich habe mir erst alles wieder ins Gedächtnis zurückrufen müssen. Also hör zu! Du freutest dich vorhin so über die verschiedenartig geformten Blätter der Laubbäume. Ich will dir erzählen, wie diese Bäume zu solchen Blättern kamen. — Einst hatten alle Laubbäume gleichgeformte Blätter. In der Größe waren diese immer schon verschieden gewesen, aber die Formen waren überall dieselben." Dabei malte der Vater mit seinem Spazierstock eine Blattform in den Sand, wie ihr sie nebenan seht (Abb. 1). „Aber mit der Zeit paßte das den Bäumen nicht mehr. Sie wollten einmal andere Blätter haben. Wie sollten sie dazu kommen?

Da hatte die Birke einen wirklich schlauen Gedanken. Du weißt doch, daß es Käfer gibt, die mit ihren scharfen Zangen Blätter fressen oder anknabbern? Einen solchen Käfer rief die Birke sich herbei und fragte ihn, ob er nicht ein Muster in den Rand des Blattes knabbern könnte. Er brauchte doch nur jedesmal eine Ecke und daneben wieder eine Ecke und so fort am ganzen Rande abzubeißen. Der Käfer, es war gerade einer, der sich etwas zutraute, erklärte sich sofort zu einem Versuch bereit. Wenn es schief ginge, könnte man ja das mißlungene Blatt beseitigen. Und sieh, es gelang! Beim zweiten oder dritten Blatt hatte der kleine Käfer so ein Blatt fertig, wie es die Birke heute noch hat (Abb. 2). Aber die vielen, vielen Blätter eines Baumes und dann gar noch alle Birken des Waldes? Das konnte einer alleine nicht tun. Darum rief das Käferlein alle seine Verwandten herbei, die sich an die Arbeit machten, so daß bald alle Birken feine gezackte Blättlein hatten.

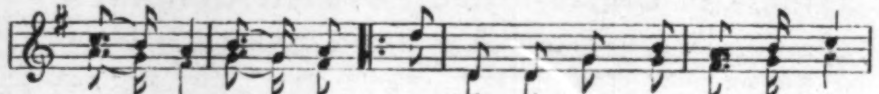
Aber — die anderen Bäume hättet ihr sehen sollen, was die für neidische Gesichter machten, als sie die Veränderung der Birken sahen! Was die können, bringen wir auch fertig, sagte die Buche. Und als die Käfer mit den Birken fertig waren, kamen die Buchen an die Reihe. Sie wollten jedoch nur ganz wenige

Jokel.

Heinrich Pferdmenges.



1. Es schickt der Herr den Jok=kel aus, Jok=kel aus, er soll den Ha=fer
2. Da schickt der Herr den Pu=del aus, Pu=del aus, er soll den Jok=kel
3. Da schickt der Herr den Prü=gel aus, Prü=gel aus, er soll den Pu=del
4. Da geht der Her=re selbst hin=aus, selbst hin=aus, und macht gar bald ein



1. schnei=den, schnei=den; 1. der Jok=kel schneid't den Ha=fer nicht,
2. bei=ßen, bei=ßen; 2. der { Pu=del beißt den Jok=kel nicht, / Jok=kel schneid't den Ha=fer nicht,
3. schla=gen, schla=gen; 3. der { Prü=gel schlägt den Pu=del nicht, / Pu=del beißt den Jok=kel nicht, / Jok=kel schneid't den Ha=fer nicht,
4. End' dar=aus, End' dar=aus; 4. der { Prü=gel schlägt den Pu=del nun, / Pu=del beißt den Jok=kel nun, / Jok=kel schneid't den Ha=fer nun,

1. Ha=fer nicht,
2. { Jok=kel nicht, / Ha=fer nicht,
3. { Pu=del nicht, / Jok=kel nicht, / Ha=fer nicht,
1—3. und kommt auch nicht nach Haus, und kommt auch nicht nach Haus.

4. { Pu=del nun, / Jok=kel nun, / Ha=fer nun, } und kommt so=fort nach Haus, und kommt so=fort nach Haus.

und kleine Zacken haben, und die Käferlein machten's den Buchen ganz nach Wunsch (Abb. 3).

Etwas Besonderes dachte sich der Musterzeichner der Käfer beim Ahornbaum aus. Kleine oder größere Zacken hatte man nun schon bei verschiedenen Bäumen angebracht. Jetzt galt's mal, was anderes auszudenken. Diesmal wurden nicht kleine Eckchen aus dem Rande herausgeknabbert, sondern große Dreiecke, so daß die schönen Ahornblätter entstanden (Abb. 4). Der Bergahorn bekam wieder andersgeartete Blätter.

Zuletzt stand noch die Eiche mit ihren einfachen Blättern da. Aber schließlich wollte sie — gerade die Eiche! — nicht hinter den anderen Bäumen zurückstehen und verhandelte mit den Käfern. Selbstverständlich sollte die Eiche auch ihr Muster haben, und zwar eins, das noch kein anderer hatte. „Wie wäre es denn mal mit etwas ganz Neuartigem? Nicht mit Ecken, sondern mit Bogen möchte ich meine Blätter verziert haben. Ist das möglich?" „Warum nicht? Man muß doch alle Wünsche erfüllen können", antwortete der Obermusterzeichner der Käfer. Nach verschiedenen Versuchen und Proben einigten sie sich auf die feine Bogenlinie, die wir an den Eichenblättern bewundern (Abb. 5).

Es war nur gut, daß schon alle anderen Bäume des Waldes fertig waren, denn sie hätten sicherlich nicht die Geduld aufgebracht, zu warten, bis alle Eichenblätter fertig waren. Das war wirklich die schwerste Aufgabe, die sich die fleißigen Käferlein gestellt hatten, und sie dauerte auch entsprechend lange Zeit. Aber einmal wird jede Arbeit fertig, und schließlich

waren alle Bäume zufrieden. — Das ist die Geschichte von den fleißigen Käfern, die den Blättern der Laubbäume so schöne verschiedene Formen gaben."

Fritz hatte ganz still dagesessen und aufmerksam zugehört. Als der Vater fertig war, meinte Fritz schließlich: „Na ja, das war ja ganz schön, daß die Käfer den Bäumen so feine Blätter verschafft hatten; aber was nutzte die mächtige Arbeit, wenn sie den Bäumen nur ein paar Monate Freude machte?" „Ein paar Monate, wieso?" fragte Vater. „Nun, als der Herbst kam, fielen die Blätter herunter, und vorbei war's mit dem Spaß!" „Sehr richtig, mein Sohn! Aber ich will dich beruhigen; die gute Waldfee hatte sich natürlich auch tüchtig über die hübschen Blättchen gefreut und wollte nicht, daß das alles verlorengehen sollte. Darum hat sie das Wunder vollbracht, daß im kommenden Frühjahr aus den Knospen wiederum dieselben Blätter sich entwickelten, wie sie von den Käfern so künstlerisch geschaffen worden waren.

Aber nun laß uns heimgehen. Mutter wird schon längst mit dem Abendbrot warten."

„Vater, heute abend zeichne ich noch alle Blätter mal ab auf Papier und male sie fein aus."

„Und dann schneidest du sie mal mit der Schere aus; da wirst du sehen, was für Arbeit die guten Käferlein schon mit einem Blatte hatten."

Neues Preisausschreiben!

Als ich einmal in meinem Ferientagebüchlein blätterte, bemerkte ich erstaunt, daß ich auf meiner letzten Wanderfahrt gar nicht einsam gewesen war, denn in meinem Bericht tauchte der Name manches berühmten deutschen Mannes auf. Wollt ihr wissen, welche Namen mich in rätselhafter Weise begleitet haben? Dann wandert selbst so lange durch die deutsche Landschaft, bis ihr alles erraten habt.

Mein . . . (2) führte mich mitten durch einen tiefen . . . . (4) in ein stilles . . . . (6) hinein. Hinter mir auf dem . . . . (8) stand eine . . . . . . (9) neben der anderen. Neben mir floß mit hörbarem . . . . . (10) . . . . . (10) ein gewaltiger . . . . (11) vorüber. Da mir die Wanderschaft an seiner Seite gefiel, verließ ich meinen . . . . . (7) Weg und merkte erst, als ich nicht mehr wußte, wo . . . (3) und West war, daß ich mich verlaufen hatte. Plötzlich sah ich überm Walde . . . . . (12) aufsteigen. Da wußte ich: Ein . . . . (14) ist in der Nähe. Ich hatte mich nicht geirrt. Hinter dem Walde lag ein Ort, der statt der Dorflinde einen wundervollen . . . . . baum (13) besaß. Unter dessen Schatten ruhte ich aus, während die Sonne an der alten Sonnenuhr mit . . . . . em (1) Winkel die Zeit angab und die . . . . . . (5) im Wirtshausgarten betäubenden Duft aussandten und mich dadurch am Weiterschreiben hinderten.

Liebe Kinder! Die Zahlen sollen lustige Meilensteine sein zum Zusammentreffen und Finden der berühmten Namensträger. Wenn ihr euch gut danach richtet, werdet ihr bald wissen, mit wem ihr's zu tun habt. Neun Namen sind zu erraten. Jeder Punkt ist ein Buchstabe.

1. Berühmter Maler des vorigen Jahrhunderts, zweisilbig, Nr. 1—2.
2. Professor der Chemie und der Farbenlehre, zweisilbig, Nr. 3—4.
3. Erbauer des ersten Segelflugzeuges, viersilbig, Nr. 5—6.
4. Erfinder der Buchdruckerkunst, dreisilbig, Nr. 7—8.
5. Verfasser der „Reden an die deutsche Nation", zweisilbig, Nr. 9
6. Opernkomponist des 18. Jahrhunderts, Nr. 10.
7. Größter Gestalter der Kirchenmusik, Nr. 11.
8. Berliner Bildhauer, der Königin Luises Grabmal schuf, Nr. 12.
9. Romantischer Dichter, dreisilbig, Nr. 13—14.

Im Namen 5—6 ist die Endsilbe mit der alten Schreibweise geschrieben. — Im Namen 13—14 steht der letzte Buchstabe doppelt.

Nun habt ihr Zeit, recht fleißig nachzudenken. Bis zum **20. September 1941** müssen die Lösungen aber in meinem Besitz sein, damit ich feststellen kann, wer in die Auswahlmannschaft der Gewinnanwärter kommt. Schickt mir die Lösungen wieder an die **„Kinderwarte"** der **„Reichs-Elternwarte", Berlin C 2, Wallstraße 17—18.** Ich setze wieder sieben Preise aus: einen ersten Preis in Höhe von 10 RM, einen zweiten Preis in Höhe von 5 RM und fünf Bücherpreise. Gehen mehr als sieben richtige Lösungen ein, so entscheidet das unbestechliche Los. Vergeßt aber nicht, mir eure genauen Anschriften unter die Lösung zu schreiben, damit ich die Geldpreise und die Bücher auch richtig abschicken kann.

Fritz

Kranke Zähne
können nur durch gewissenhafte
Behandlung gesund gemacht werden.
Richtige Zahnpflege aber schützt
vor Krankheiten und Zahnzerfall.

Chlorodont
weist den Weg zur richtigen Zahnpflege

10 Jahre quält. mich unerträgl.
Kopf-Schmerzen

Nachdem ich nun mit Trineral-Ovaltabletten eine längere Kur gemacht habe, sind die Schmerzen vollständig verschwunden. Jetzt macht mir das Arbeiten wieder Freude," schreibt am 18. 7. 40 Fr. Maria Glauben, Hausfrau, Wehrden/Saar, Waldsiedlung 24.
Bei **Kopf- u. Nervenschmerzen, Rheuma, Ischias, Gicht, Hexenschuß, Erkältungskrankheiten, Grippe** helfen die hochwirks. Trineral-Ovaltabletten. Sie werden auch v. Herz-, Magen- u. Darmempfindlichen best. vertragen. Mach. Sie sof. einen Versuch! Origpckg. 20 Tabl. **nur 79 Pfg.** In all. Apothek. od. Trineral GmbH., München H 27/314 Verl. Sie kostenl. Broschüre „Lebensfreude durch Gesundheit"!

Die Schwesternschaft des Ev. Diakonievereins
Berlin-Zehlendorf, Glockenstraße 8
stellt deutsche evangelische Mädchen als
Kranken- und Säuglingspflegeschülerinnen ein.
23 Kranken- und Säuglingspflegeschulen
in allen Teilen Deutschlands.
Ausbildung kostenlos. Alter 18 bis 25 Jahre. Ausbildungsdauer bei Mittel- oder Oberschulabschluß 1½ Jahre. Bei Volksschulabschluß vorher ergänzende Aufbaubildung. Auskunft und Prospekte durch obige Anschrift

Verschleimte Luftwege hartnäckige Katarrhe

von Kehlkopf, Luftröhre, Bronchien, Bronchiolen, sowie Asthma werden mit großem Erfolg mit dem bewährten „Silphoscalin" behandelt. Denn „Silphoscalin" wirkt nicht nur schleimlösend und auswurffördernd, sondern auch entzündungshemmend und erregungsdämpfend und macht das empfindliche Schleimhautgewebe widerstandsfähiger. Darum ist es ein richtiges Heil- u. Kurmittel, von dem man wirklich gründliche Erfolge erwarten darf. — „Silphoscalin" ist von Professoren, Aerzten und Kranken erprobt und anerkannt. — Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphoscalin" und kaufen Sie keine Nachahmungen. — Packung mit 80 Tabletten „Silphoscalin" RM. 2.57 in *allen* Apotheken, — wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München, Rosenstr. 6. — *Verlangen Sie von der Firma Carl Bühler, Konstanz, kostenlos und unverbindlich die interessante, illustrierte Aufkärungsschrift S/*597

Der Hanstein

Roman von Hugo v. Waldeyer-Hartz
19.–22. Tausend
Die alte Burg Hanstein, die Perle des Werratales und des Eichsfeldes, ist der Schauplatz dieses spannenden und geschichtlich begründeten Romanes
400 S. Umfang mit über 40 Künstlerzeichnungen. Preis nur 3,50 RM.
Zu beziehen durch alle Buchhandlg.
Heinrich Beenken Verlag, Berlin C 2

Gesundheit ist Pflicht. Wegweiser für gesunde Lebensgestaltung. Von Dr. Diwok. Mit 35 Abb. 110 Seiten .. RM 1.20
Körperbau u. Lebensvorgänge d. Menschen Von Dr. Diwok. Mit 43 Abb. 106 S. RM 0.75
Richtig helfen bei Unfällen. Von Dr. Diwok. 67 Abb. 100 S. RM 0.75
Kräuterhilfe .. Krankenheil (Heilkräutergemische). Von Dr. Strauß. 30 Abb. 102 S. RM 0.75
Gasschutz, Gashilfe gegen Giftgase. Von Dr. Ruff und Prof. Zehler. 60 Abb. 84 S. RM 0.60
Notverbände und ihre Technik. Von Dr. Marloth. Mit 106 Abbildungen. 48 Seiten. RM 0.50
Die Heilmittel, woher sie kommen, was sie sind, wie sie wirken. Von Dr. Strauß. 47 Abbildungen. 144 Seiten .. RM 1.—
5000 medizin. Fachausdrücke — verständlich gemacht. Von Dr. Strauß. 96 S. RM 0.75
Der gesunde Säugling Von Dr. Niemes. Mit 72 Abb. 96 S. RM 0.70
Wie pflege ich Kranke? Von Dr. Silberkuhl. Mit 95 Abb. 96 S. RM 0.70
Massage. Von Dr. Sieburg. Mit 111 Abbild. 103 Seiten ... RM 0.75
Achtung... Bakterien! Ihre Beschaffenheit, ihre Bedeutung, ihre Bekämpfung. Von Dr. Ed. Strauß. 55 Abb. 108 S. RM 0.80
Vitamine. (Vorkommen, Eigenschaften, Wirkung.) Auskunft an alle von Dr. Ed. Strauß. Mit 30 Abb. 102 S. RM 0.75
Gesicht / Gewicht / Geblüt / Gemüt (Schönheits- und Körperpflege). Von Dr. Strauß. 55 Abb. 128 Seiten ... RM 1.—
VERLAG ALWIN FRÖHLICH · LEIPZIG N 22/Re

Was ist ein »Bayer«-Arzneimittel?

Ein »Bayer«-Arzneimittel ist ein Heilmittel aus den weltberühmten »Bayer«-Forschungsstätten. Tausende von Ärzten verordnen »Bayer«-Arzneimittel und erzielen damit glänzende Erfolge. Jede »Bayer«-Arzneimittelpackung ist kenntlich am »Bayer«-Kreuz.

BAYER

„Hicoton" gegen
Bettnässen
Preis RM. 2.90. Zu haben in all. Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke **München,** Rosenstr. 6

Berücksichtigt die Anzeigenkunden Eures Blattes!

Der Stolz der Hausfrau

ist ihre Vorratskammer. Vollkommen ist sie erst dann, wenn in ihr auch ein Topf mit in Garantol konservierten Eiern steht. – Das macht sich bezahlt, denn

Garantol konserviert Eier über 1 Jahr

- und was wichtig ist: die Eier können zu jeder Zeit unbedenklich entnommen und zugelegt werden!

Schmerzende, geschwollene Füsse

machen das Gehen zur Qual. Für wenig Geld können Sie sich von Fußbeschwerden wie Blasen, Schwellungen, Ekzemen, übermäßigen Fußschweiß, Hornhaut und Hühneraugen befreien, wenn Sie das bestens bewährte Efasit nehmen, das belebt, desinfiziert, kräftigt und heilt. Machen Sie einen Versuch. Ihre Füße werden es Ihnen danken.
Efasit-Fußbad (8 Stück) RM -.90, -Fußcreme RM -.55, -Fußpuder RM -.75, -Hühneraugen-Tinktur RM -.75
Zu haben in allen Fachgeschäften.
Efasit-Vertrieb Togalwerk München 27
Efasit

Wandert Ischias?

Echte Ischias, die eigentliche Erkrankung des Ischiasnerven, wandert in der Regel nicht. Der Schmerz bleibt hartnäckig an der gleichen Stelle sitzen, höchstens tritt er in seiner ganzen Stärke zeitweise höher oder tiefer am Bein auf. Wohl aber wandern die vielfachen muskelrheumatischen Zustände in der Hüfte und im Bein, die man auch zur Ischias zu rechnen pflegt. Für diese weit harmloseren, wenn auch nicht minder schmerzhaften und hartnäckigen Störungen ist das Wandern des Schmerzes sogar recht charakteristisch.

Beide Formen des Ischias aber wirken in gleicher Weise gut auf die schmerzstillende und heilungsfördernde Wirkung des Togal. Auch andere rheumatische, neuralgische und gichtische Erkrankungen der Muskeln und Gelenke werden durch Togal sehr gut beeinflußt. Togal hat sich ferner bei Grippe und Erkältungskrankheiten bewährt. Keine unangenehmen Nebenerscheinungen! Togal verdient auch Ihr Vertrauen! Es gibt keinen Togal-Ersatz! Sie bekommen Togal zum Preise von Mk. —.99 und Mk. 2.42 in jeder Apotheke.

Kostenlos erhalten Sie das interessante, farbig illustrierte Buch „Der Kampf gegen Rheuma, Nervenschmerzen und Erkältungskrankheiten" vom Togalwerk München 8—O/13

☛ Luftschutz ist Pflicht!

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Anzeigenverwaltung: Heinrich Beenken Verlag, Berlin C 2, Wallstraße 17—18, Fernruf 16 02 55 (Sammelnummer). Postscheckkonto: Berlin 953 (Anzeigen-Abteilung). — Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Rudolf Krause, Berlin SW, Alte Jakobstraße 124. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 8.
Druck: Heinrich Beenken, Buch- und Tiefdruckerei, Berlin C 2

159
Dr. Becker
Meysenbugschule
1088
Aufnahme: E. Lap